Professor Gregory

Karl Josef Friedrich



Professor

Gregory

Amerikaner, Christ,
Volksfreund,
deutscher Held
von
Karl Josef
Friedrich

G.G.

Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha



Caspar René Gregory.

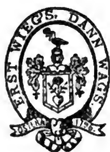
Professor Gregory

Amerikaner
Christ, Volksfreund
deutscher Held

Von

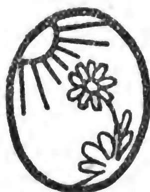
Karl Josef Friedrich

Mit Bildern und unter Benutzung der
Feldtagebücher Gregorys



Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha 1917

Widmung.



Dem Freundeskreise Gregorys.

Allen den tüchtigen Männern und edlen Frauen aus jedem Stande, die Gregory in seinem Leben liebten und verehrten, die ihn nach seinem Heimgange schmerzlich als einen der Besten vermissen, die seine geistige Erbschaft antreten und von ihm Wichtiges über „den Neuen Menschen“ lernen wollen.

Dank.

Es war mir wertvoll, von so vielen Freunden Professor Gregorys ermutigende Briefe und zum Teil recht ausführliche Mitteilungen über den Heimgegangenen zu erhalten, die den Wert erster Quellen besitzen. Ich habe herzlich zu danken: Professor Barge-Leipzig, Professor Barth-Leipzig, Frau Geheimrat Behrend geb. von Tischendorf-Hannover, Geheimrat Bücher-Leipzig, Professor von Dobschütz-Halle, Wehrmann Arno Funke im Felde, Familie Gregory-Leipzig, Professor Guthe-Leipzig, Exzellenz von Harnack-Berlin, Oberkirchenrat Hartung-Leipzig, Pfarrer Herz-Leipzig, Pfarrer Dr. Krömer-Leipzig, Dr. Maurenbrecher-Weimar, Professor Mendelssohn-Bartholdy-Würzburg, Professor Mulert-Kiel, Dr. Nachod-Berlin, Reichstagsabgeordneten D. Naumann-Berlin, Steindruckmaschinenmeister Ratzsch-Leipzig-Stötteritz, Professor Schmiedel-Zürich, Pfarrer D. lic. Schneemelcher-Berlin, Sanitätsunteroffizier stud. theol. Schoof-Schwerin, stud. theol. Friedrich Schulze-Leipzig, Sanitätsrat Dr. Schwabe-Leipzig, Professor Thieme-Leipzig, Professor Windisch-Leiden, Landsturmmann Schneidermeister Johannes Zimmermann im Felde. Es war mir wohltuend, mit diesem Freundeskreise Gregorys in Verbindung treten zu können. Möchte dieses Büchlein nächst der gemeinsamen Erinnerung an seinen Helden das Band sein, das diese Freundesgemeinde stets innerlich zusammenhält: Gelehrte mit Handwerkern, Exzellenzen mit Arbeitern. Das wäre im Geiste Gregorys!

Ich verkünde den wertvollen Menschen, ich verkünde den geheiligten Menschen, ich verkünde Gott im Menschen. Damit habe ich es zu tun.

Wer ausgeht in seiner Jugend, um die schönen Wunder zu entdecken, hat bald die Wunder der Pflanzen und Tiere und Steine und Sterne durchwandert und ihre Begrenzung von ferne geschaut. Aber dann kommt er zum Geist, und es geht ihm Erkenntnis auf, daß doch das Wunderbarste in der Welt ein Menschenherz ist, das von Gott wahrhaft und glühend bis zum innersten Grunde ergriffen wurde. Jetzt ist seine Lust, solche Menschen zu suchen, die den aus Gottes Mitte abgesprengten Geistesfunken in sich tragen und seinen Schein in ihren glänzenden Augen. Jetzt ist seine Erziehung, sich an solchen Menschen emporzuleben, zu der Höhe und Kraft, die einmal voll zu erreichen in jedem edleren Gemüte die Sehnsucht ruht.

Wenigstens ging es mir so, als ich jung auszog, um die besten Wunder zu suchen und ihr Geheimnis zu ergründen, daß ich bald erkannte, wie als schönstes Wunder Gott im Menschen blüht. Und ich würde jetzt kaum meine Feder ansetzen und gar die Gefahren eines Buches daranwagen, wenn ich nicht bis zuinnerst von Gott in diesem Manne Gregory ergriffen

worden wäre. Ich sage nicht: von Gregory, ich treibe keinen Menschendienst. Ich sage: von Gott in diesem Manne Gregory. Ich würde auch kaum diese Seiten beginnen, wenn ich nicht Treue halten wollte, und zwar Treue der schlichten göttlichen Nähe, die mir in Gregorys Wesen und Lebenstag allzeit so innig fühlbar war.

Wie ist es denn aber, wenn uns göttliche Nähe in einem Menschen fühlbar wird? Man kann es nur armselig schildern, denn Glanz und Leuchten sind nicht in Worte einzufangen. Aber man kann doch etwa sagen: Wo uns göttliche Nähe in einem Menschen fühlbar wird, haben wir einen lebendigen durchdringenden Eindruck von Güte und Ernst und Treue. Als ich Gregory zum ersten Male sah und sprach, ging es mir nicht so, wie manchem, dessen erstes Erstaunen der fremdartigen Aussprache und der ungewöhnlichen Kleidung des Mannes galt, nein. Sondern damals, als ich ihn erstmals sprach, es war vor etwa zehn Jahren im ersten Stockwerk der Leipziger Universität, galt mein Erstaunen seiner unendlichen Herzlichkeit, Höflichkeit und mütterlichen Güte. Denn er kam auf mich zu, schnell und freundlich, verbeugte sich vor mir, dem armseligen Studenten des vierten Halbjahrs, der bis dahin noch nichts geleistet hatte als einige Träume, ja: er verbeugte sich vor mir mit einer Herzlichkeit, die mich beschämte! — und dann erkundigte er sich eingehend nach allen meinen Verhältnissen, nach meiner Vergangenheit, meinen Kenntnissen, meiner Wohnung, und alles das bis ins kleinste: wie viele Fenster mein Zimmer habe, denn es sei wichtig, stets frische Luft zu atmen, wie viele Minuten mein Morgenweg

bis zur Universität betrage, denn es sei wichtig, früh einen guten langen Spaziergang zu machen. Ich hatte von Professoren noch nie bisher solche oder ähnliche Fragen gehört, ja überhaupt von Menschen nur selten eine solche Güte vernommen. Was war das doch eigentlich für eine Güte, dachte ich, und wie kann sie am besten begriffen werden? Es war eine mütterliche Güte, denn kaum ein Mensch sonst hätte wohl solche Fragen an mich gestellt und so zu mir gesprochen, wenn nicht etwa meine Mutter. Und doch war diese Güte nicht weich, nicht schwach, sondern ernst, voll Zucht, voll guten und starken Willens. Ja Kraft und Ernst war in dieser Güte sondergleichen. Und eine Herzlichkeit voll eigener Würde und voll Achtung gegen mich. Ich wußte mich im Augenblick geliebt und geachtet, und das gab mir Mut. Gerade das brauchte ich im Augenblicke, denn ich, von kleinen stillen versunkenen Landuniversitäten kommend, schien mir verloren zu sein in dieser großen wüsten brausenden Stadt voll Reichtum und Schmutz, allein und einsam und freundeslos, und da schenkte mir dieser Mann plötzlich so viel: Güte und Ernst, Zucht und Würde, mütterliche Herzlichkeit und fröhliche Kraft, so viel, daß ich es ihm heute noch danke. Aus allem diesen aber wehte mich Gottes Atem an. Und da zu Güte und Ernst noch die Treue kam, die ich an Gregory so schlicht und „treu" erkannte bis zum letzten Tage seines Lebens, so strömte mir aus diesen dreien, aus Güte, Ernst und Treue, die Nähe Gottes, des unbegreiflichen und hochgepriesenen Ich-Geistes der Welt, innig zu. Denn was ist Gott anders, und wie können wir Armen hienieden Gott anders begreifen

als die urmütterliche Güte, den zuchtvollen Ernst und die Treue bis zum Tode und — bis zum Jenseits des Todes?

Das war das Wesentlichste und Innerste, das ich an Gregory geschaut habe. Das war sein Kern, aus dem ich alle seine Entfaltungen begreifen muß. Manchem vielleicht ist dieser innerste Gottesatem, der den Mann umwitterte, verborgen geblieben. Denn viele sahen wohl mehr den Schmuck des Gefäßes statt das göttlich klare Wasser darin. Aber wer sich erzogen hatte, Gott in seinen Weltverstecken aufzuspüren und seinen Hauch zu fühlen, wer sich zur Gemeinde der Gottesfreunde rechnete, konnte nicht anders, als von diesem innersten Wesenskerne des Mannes alle seine bunten Entfaltungen zu begreifen.

Es sei hiermit genug von diesem Kraftquell des Mannes gesagt, aber aus allem Bunten, was erzählt werden soll von dem Amerikaner, Helfer, Christen, Volksfreunde, Gelehrten, Wanderer und deutschen Helden, wird für den, der lauschen kann, immer wieder Gott als verborgener Glockenton aufklingen mit seinem Dreiklang Güte, Ernst und Treue, und Jesus, Gottes starker Verkünder, dessen Jünger er war. Denn wenn wir im weiteren Entfaltung von Kräften sehen, müssen wir immer wieder auf den Kräftekern schließen, der alle Entfaltungen erst möglich und wirksam macht. Je stärker und reifer der Grund, desto bunter und köstlicher die Wiese, desto erfreuter unser Auge, desto erquickter das Herz.

Wie eine bunte Wiese mit allerlei seltsamen lieblichen heilkräftigen Blumen und Kräutern, aus kräftigem Grunde empor gesprossen und von ihm ge-

tragen, war Gregorys Leben. Zuerst wird es unsere Aufgabe sein, dem „Gottgeleiteten“ auf seinem Lebenswege zu folgen. Dann soll, fast unmittelbar damit zusammengeschlossen, der Mann nach seinem wichtigsten Lebenszuge geschildert werden, der ihn für immer vorbildlich macht: als der „Helfer“ voll Güte und Herzlichkeit. Seine Lebensführung wird der dritte Abschnitt „Der Lebensneugestalter“ darstellen. Dann mag sein gelehrtes Lebenswerk betrachtet werden unter der Überschrift „Der Freund des Einen Buches“. Dann möchten wir erkennen, wie ihn diese Freundschaft zu dem Einen Buche zu dem unermüdlichen „Wanderer“ um Christi willen gemacht hat. Dann wird, was er auf diesen Wanderungen schaute und lernte, seine große Lebenskunde, zusammengefaßt werden unter dem Worte: „Der Lebenskundige“. Darauf kann es fruchtbar sein, zu betrachten, wie er all sein Erworbenes verwertete als „Lehrer“, schließlich, wie ihn seine Erfahrungen zum „Freund des Volkes“ machten. Zuletzt soll dem „deutschen Helden“ ein Gedächtnis errichtet werden. Mit diesen neun Schilderungen hoffen wir, den Lebenskreis des Mannes einigermaßen begreifen zu können.

1. Der Gottgeleitete.

Die Familie Gregory war seit Jahrhunderten eine kräftige Familie, und seit Jahrhunderten ist ihr Geschick mit dem Glauben verbunden gewesen. Der Urgroßvater Gregorys war der französische Offizier René Grégoire, reformierten Bekenntnisses, der sich wohl infolge seines Glaubens in seinem katholischen Heimatlande nicht wohl fühlte und auf eine Gelegenheit sann, auszuwandern. Als der jugendlich schöne und begeisterte Lafayette Frankreich zum Eingreifen in den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg auf seiten Amerikas entflammte und 1779 ein Hilfsheer und ein Geschwader nach Amerika führte, besaß René Grégoire Mut und Abenteurerlust genug, um sich dem Unternehmen anzuschließen. Nachdem er ruhmvoll gefochten hatte, heiratete er die Tochter eines Plantagenbesitzers auf St. Domingo und erwarb selbst eine Plantage, etwa 100 englische Meilen von der Stadt Port au Prince entfernt. Dort wurde ihm 1787 ein Sohn Caspar Ramsay Grégoire geboren, zehn Jahre darnach aber ward er bei einem Aufruhr ermordet. Die Mutter übergab ihren zehnjährigen Sohn, um ihn vor den Folgen der Unruhen zu retten, einem Kapitän als Matrose zur Ausbildung auf dem Schiffe. Der Kapitän wohnte in Philadelphia, das nun auch der Wohn-

sitz Caspar Ramsays wurde. Er stieg selbst allmählich zum Kapitän und Schiffsbesitzer auf, brachte es zu Ansehen und Vermögen und starb an der Cholera.

Philadelphia, die Hauptstadt Pennsylvaniens, der „Wälder Penn's", wurde die neue Heimat der Familie. Die „Wälder Penn's" liegen auf dem amerikanischen Festlande südlich New York, das Land galt als eine Stätte unbedingter Glaubensfreiheit. William Penn, der zweite Begründer der englischen christlichen Gottesfreundschaft der Quäker, selbst ein weitschauender königlicher Mann von Reichtum, Vornehmheit, Bildung und warmherziger Frömmigkeit, hatte um 1680 seinen christlichen Musterstaat Pennsylvanien westlich von Delaware mit der Hauptstadt „Philadelphia", „Bruderliebe", gegründet. Es war der erste Staat, in dem allgemeine Duldung, Gewissensfreiheit und eine auf Volksherrschaft aufgebaute Staatsverfassung herrschte, der erste Staat, in dem bereits 1688 von Deutschquäkern das Halten und Handeln von Sklaven, als christlicher Bruderliebe nicht entsprechend, verboten wurde. Von den Quäkern mit ihrem Ernst, ihrem Streben nach Heiligung und ihrem Lauschen auf den freien, wehenden Gottesgeist ist die Familie Gregory stark beeinflußt worden. Die englischen Quäker waren ja auch bekanntlich die einzigen, die kurz nach Kriegsausbruch im August 1914 ein Hilfswerk für die in Not geratenen Deutschen gründeten und tatkräftig gegen den Krieg auftraten, ihrem Grundsatze unbedingter christlicher Bruderliebe treu.

Caspar Ramsay Grégoire legte in der neuen Heimat bald seine alte Heimatsprache ab und amerikanisierte seinen Namen in Gregory, nur der alte fromme

Name René, „der Wiedergeborene", blieb im Vornamen der meisten Männer nach seiner alten französischen Form. Die Familie wohnte nun immer in Philadelphia, ihre Glieder waren fromme Menschen.

Der Vater unseres Freundes, Henry Duval Gregory, der Sohn von Caspar Ramsay, dem Kapitän, muß ein prächtiger gerader Mann von Prägung gewesen sein. Ein Blick auf sein Antlitz zeigt die Selbstzucht und das Heiligungsstreben der frommen Richtung, der er sich angeschlossen hatte: des reformierten Presbyterianismus. Das puritanisch Strenge und Gleichmäßige seines feinen langen Gesichtes, die glattgeschabte, hohe Oberlippe und der Kinnbart: das alles zusammen gibt das geschlossene Bild eines jener aufrechten und frommen Männer der älteren amerikanischen Kultur. Geradheit, Treue, Genauigkeit, Pedanterie und strenges, festgläubiges Christentum bestimmten die Wesensart des Vaters, und das alles finden wir in seinem Gesicht ausgeprägt. Nach seinem Berufe war er höherer Lehrer, und zwar Vorstand und Besitzer einer der damals besuchtesten Privatschulen in Philadelphia, in der er ziemlich viel Geld verdiente. Da er jedoch zehn Kinder hatte, floß alles gesparte Geld allmählich wieder dahin. Es ist aber rührend und zugleich bezeichnend für die Art seiner Frömmigkeit, daß er aus diesem Umstande schloß: Gott wolle nicht, daß er gesparte Gelder anhäufe. Er glaubte also den Willen Gottes am besten zu erfüllen, wenn er gleich von vornherein nicht mehr spare. Besaß er nun einmal mehr Geld, als er brauchte, dann gab er es sogleich in größeren Beträgen wieder hin, und zwar zur Unterstützung christlicher Liebes-

werke, vor allem der Äußeren Mission. Später verbesserte sich der Vater in seiner Stellung und wurde Vizepräsident des Girardcollege, wir würden sagen: Konrektor am Girardgymnasium.

Die Mutter Mary, geborene Jones, war aus England gebürtig. Ihr breites, kräftiges Gesicht läßt auf einen festen entschiedenen Willen schließen. Sie war hervorragend fromm und wohltätig. Ihr Sohn hat von ihr den Zug herzlich liebevoller Hilfsbereitschaft und jenes tatkräftige Christentum voll Wärme und Schlichtheit geerbt, das ihn so adelte. Für alle möglichen wohltätigen Zwecke gab die Mutter, soviel sie nur immer vermochte. In den Kammern der Armen, Alten und Kranken war sie zu Hause. Bezeichnend für ihr feinfühliges, ein wenig quäkerisch gesetzliches Christentum ist der Zug, daß sie in ihren späteren Jahren, obwohl leidend, niemals am Sonntag mit der Pferdebahn zur Kirche fuhr, um nicht mit daran schuld zu sein, daß den Kutschern und den Tieren ihre göttlich gewollte Sonntagsruhe verkürzt werde.

Als Sohn dieser Eltern, mit dem Erbe strenger Selbstzucht und liebeskräftigen Christentums, wurde Caspar René Gregory am 6. November 1846 geboren, als drittes Kind und erster Sohn der Ehe. Mit seinen Geschwistern, einem Bruder und acht Schwestern, war er zeit seines Lebens in inniger Freundschaft verbunden. Zwei von den Schwestern besuchten ihn später in Deutschland, die eine, Rahel, führte ihm hier längere Zeit den Haushalt, und seinem Bruder, der auch Theologe wurde und erst Geistlicher, dann Lehrer war, schenkte Gregory später für seine neue Schule, an der er wirkte, einen großen Teil seiner

Bücherei. Der junge René besuchte zunächst bis zu seinem 15. Jahre die Schule seines Vaters und dann die Universität Pennsylvaniens in seiner Vaterstadt. Er war ein begabter Junge, der gut zeichnen konnte, in aller Handfertigkeit wohl geübt war und eine große Begabung für Sprachen hatte. Seine schöne Stimme, von der Mutter geerbt, ließ er auf dem Chor der Kirche als Einzelsänger erschallen, und die Mutter saß drunten im Schiff und war glücklich. Als der amerikanische Bürgerkrieg ausbrach, wäre er am liebsten sofort zu den Waffen geeilt, denn er war von Herzen für das Ritterliche und Zuchtvolle des Soldatenstandes begeistert, und die bis ins einzelne gehende Genauigkeit militärischer Lebens- und Arbeitsordnung entsprach seinem Gefühl für Form und Ordnung. Außerdem glühte er für die unterdrückten Schwarzen, deren Befreiung aus der Sklavenschaft es ja in jenem Kriege galt. Die alte Quäkerstimmung in ihm wurde wach, die alte Begeisterung seiner Familie für die Freiheit aller Menschen, vor allem der Schwachen und Armen, brach in ihm jugendlich aus. Kaum daß er den ersten Grad an der Universität, „Baccalaureus artium", „Gesell der freien Künste", erreicht und die Erlaubnis der Eltern erhalten hatte, übte er mit 18 Jahren in Philadelphia bei der Miliz einige Monate als Fußsoldat und bei den Geschützen. Aber der Friede überraschte ihn, und er kam nicht mehr ins Feld. Er bezog wieder die Universität und gab nebenbei drei Jahre lang an seines Vaters Schule Unterricht.

Seine Eltern hatten ihren ersten Sohn schon bei der Geburt gleichsam Gott geweiht und ihn zum

Pfarrer bestimmt. Es war also selbstverständlich, daß er Theologie studierte. Seltsam ist, daß der gute Christ, von dem sein Freund Harnack später sagte: „Niemals habe ich einen Mann gesehen, der so wie er die Nachfolge Christi übte,“ vorerst nur aus Liebe zu seinen Eltern Theolog wurde. Zwei andere Berufe lagen ihm eigentlich damals in seiner Jugend viel mehr im Sinn: er wollte Ingenieur oder Offizier werden und vielleicht am liebsten zur Artillerie gehen, denn als Artillerist hätte er Ingenieur und Soldat zugleich sein können. In ihm lag doch eben viel Lust am tatkräftigen, ritterlichen Leben und viel Gefühl für werktüchtige Genauigkeit und Sachlichkeit. Aber er wurde Theologe und studierte die Theologie an den beiden theologischen Seminaren der reformierten Presbyterianer, 1865—67 in Philadelphia und 1867 bis 1873 in Princeton, das im Staate New Jersey liegt, zehn Wegstunden nördlich von Philadelphia. Im Jahre 1867 erhielt er den Grad „Magister artium“, „Meister der Freien Künste“.

In Princeton lebte als angesehenster Lehrer Charles Hodge. Gregory gewann ihn bald lieb und wurde sein tätiger mithelfender Schüler. Der ehrwürdige greise, am rechten Beine etwas lahmende Mann war streng rechtgläubig, besaß aber auch tüchtige weite Kenntnisse und strebte darnach, seine Schüler zu lebendig gläubigen Predigern zu erziehen. Ich denke mir, daß Gregory vor allem von ihm auf Deutschland, das gelobte Land der neueren Theologie, hingewiesen worden ist, denn Hodge war selbst in seiner Jugend, 1827—28, ein Jahr lang in Halle und Berlin gewesen und hatte mit dem Hallenser

Professor Tholuck eine innige Freundschaft geschlossen. Als Hodge 1868 daran ging, seine gesamte Glaubenslehre zu veröffentlichen, die er seit 40 Jahren vortrug, nahm er sich von 1870 bis zur Vollendung des dreibändigen Werkes seinen Schüler, den Studenten Gregory, als Helfer an. Gregory übernahm vor allem die Vergleichung der zahllosen Anführungen in diesem Buche, und er mußte deshalb öfters die größeren Bibliotheken seines Landes bereisen, außerdem half er bei der Durchsicht der Druckbogen und fertigte ein Sachverzeichnis an. Als das Werk endlich 1872 unter dem Namen „Systematische Theologie" herauskam, enthielt es die vier Teile: Die Lehre von Gott, dem Menschen, vom Heil und von den letzten Dingen. Gregory hatte treu mitgeholfen, aber in allen Glaubenssätzen vermochte er nicht mit seinem Lehrer übereinzustimmen. Übrigens arbeitete Gregory nebenbei verschiedene Übersetzungen und zwei Aufsätze „Die konservative Reformation und ihre Theologie" und „Tischendorf" für die Bibliotheca Sacra in Princeton.

Seine Bibliotheksreisen brachten Gregory auch nach Cambridge in Massachusetts, zwei Breitengrade nördlich von Princeton, und dort fand er den Professor Ezra Abbot, der ihn in nachhaltigster Weise beeinflußte. Denn ihm verdankte Gregory seine Wissenschaftsrichtung: die Vergleichung der neutestamentlichen Urhandschriften. Von ihm vernahm Gregory den inneren Ruf zu einer wirklich großen Aufgabe, der er, bis die Stunde seiner Heimkehr zu Gott schlug, unbeirrt gefolgt ist, und eine solche Klarheit der Aufgabe und des Lebenszieles ist stets das größte

Glück, das ein Gelehrter erfahren kann. Abbot war ein kleiner, etwas nervöser und trockener Herr von großer wissenschaftlicher Treue und unendlicher Liebenswürdigkeit. Es kann kaum ein größeres Lob geben, als das, das Gregory über Abbot ausgesprochen hat: „Er war einer der gelehrtesten, geradesten, gütigsten und bescheidensten Menschen, die die Welt gekannt hat." Abbot entflammte Gregory für die Aufgabe, die Tausende von Urhandschriften des Neuen Testaments zu untersuchen, zu vergleichen und aus ihren tausenderlei Verschiedenheiten nach genauen Regeln den besten ältesten Wortlaut unseres heiligen Buches herzustellen. Abbot begeisterte Gregory vor allem auch für den großen deutschen Gelehrten Constantin von Tischendorf in Leipzig, dessen Ruhm als des Entdeckers der ältesten Bibelhandschrift damals auch in der Neuen Welt verbreitet war. Zu solcher Arbeit mühsamster Handschriftenvergleichung war niemand besser geeignet als Gregory mit seiner Sprachbegabung, Reiselust und ingenieurhaften Kleingenauigkeit. Gregory schien schon entschlossen, nach Deutschland, nach Leipzig, zu Tischendorf zu gehen und in dessen Arbeit einzutreten. Aber seine Eltern? Waren sie einverstanden?

Seine Eltern, und auch sein alter Lehrer Hodge, wünschten nichts sehnlicher, als den Sohn und Schüler im Pfarramte zu sehen. Doch Gregory gehörte zu dem Stamme der Söhne, des zweiten Geschlechts, das freier denkt, als die Väter es taten. Gregory konnte in sich nicht mehr den alten treuen Glauben an die buchstäbliche Einflüsterung der Heiligen Schrift durch den Heiligen Geist und nicht mehr den alten

Wunderglauben aufbringen. Sollte er seine Eltern betrüben, indem er kein Pfarramt anträte? Sollte er mit seiner Kirche in Spannung kommen und wider Gewissen ihre strengen Gelübde von damals auf sich nehmen? Er hatte seine Eltern zu lieb, um ihnen diesen Schmerz zu machen. Er hatte zu hohe Begriffe von peinlichster Wahrhaftigkeit, um irgendwie unredlich zu sein. Er konnte nicht Pfarrer in seiner Kirche werden.

Und da ergriff er den Ausweg, den ihm Ezra Abbot gewiesen hatte: er verließ Amerika, am 10. Mai 1873, und ging über England, Schottland und Irland nach Deutschland, nach Leipzig, zu Tischendorf. Er betritt sein neues Vaterland zum ersten Male. Er findet in Leipzig seine zweite Heimat.

Aber Constantin von Tischendorf, dessen Ruhm ihn vor allem nach Leipzig zog, dessen Erbschaft und Nachfolge anzutreten er berufen war, traf er nicht mehr unter den Wirkenden und Gesunden an. Fünf Tage, bevor Gregory Amerika verließ, war Tischendorf infolge von Überarbeitung (er hatte innerhalb 32 Jahren 24mal das griechische Neue Testament herausgegeben und viele andere umfangreiche Werke veröffentlicht) vom Schlagfluß getroffen worden, und nie hat Gregory seinen berühmten Meister und Vorgänger auf dem Leipziger Lehrstuhle gesprochen und gesehen, denn Tischendorf ging schon am 7. Dezember 1874 heim. Er war nicht nur während seines 60jährigen Lebens unendlich fleißig gewesen, und zwar nach einem schon in seiner Jugend von ihm genau festgelegten Plane, sondern er hatte auch immer unbegreifliches Entdeckerglück gehabt, so daß er, der Freund der Kaiser und Könige, in den Adelsstand er-

hoben wurde und sein Ruhm die Welt durchflog. Sein größter Glückstag war der 4. Februar 1859, als ihm abends der junge Verwalter des Katharinenklosters auf dem Sinai aus einer Ecke seiner Zelle 346 alte Pergamentblätter, in ein rotes Tuch eingeschlagen, übergab: Tischendorf hatte die Sinaibibel entdeckt, eine der ältesten Handschriften der griechischen Bibel, aus dem 4. Jahrhundert stammend, von der er schon 15 Jahre vorher 43 einzelne Blätter in einem Abfallkorbe gefunden, erworben und dem sächsischen Könige geschenkt hatte. „Drei Jahre lang aß und trank und schlief oder träumte er von dieser Handschrift," meint Gregory, und der glückliche Entdecker ruhte nicht eher, als bis der Band mit Unterstützung des russischen Zaren aufs genaueste und prächtigste herausgegeben und so der Christenheit geschenkt worden war. Die Urschrift selber „erwarb" der russische Kaiser (im Morgenland heißt es „Geschenk und Gegengeschenk") für 20 000 Mark und mehrere Orden von dem Kloster. Es gingen später allerlei Sagen um, Tischendorf habe beim Vermitteln des Erwerbs der Handschrift nicht ganz ehrlich gehandelt. Gregory aber, der später selbst einmal acht Wochen auf dem Sinai weilte, trat allezeit ritterlich für seines Vorgängers unbefleckte Ehre ein: „Ich bitte jeden christlichen Gelehrten, das Seine zu tun, um die Gerechtigkeit hier walten zu lassen, um einem um die Bibel und die Wissenschaft hochverdienten Toten seine Ehre zu bewahren."

Aber wenn Gregory auch nicht mehr Tischendorf in Leipzig wirkend fand, so trat er doch bald in näheren Verkehr mit einem Kreise liebevoller und bedeutender Menschen von Prägung und Eigenart ein. Damals

wirkte in der theologischen Fakultät ein weithin bekanntes Dreigestirn von Freunden, das Leipzig als Fakultätsstadt berühmt machte: Luthardt, Delitzsch und Kahnis. Luthardt, von großer würdiger vornehmer Gestalt, der mächtige, stolz zurückgeworfene Kopf mit der hohen Stirn, dem bartlosen ausdrucksvollen Munde und den scharfen gedankenvollen Augen war ein bezwingender Führer. Gregory, der mit wenig Mitteln in Leipzig ankam und sich nur durch strenges Arbeiten über Wasser halten konnte, war dankbar, daß er 1875—78 zwei Werke Luthardts über das Johannesevangelium übersetzen und veröffentlichen durfte, zusammen vier Bände, deren einem er als Anhang über 80 Seiten eines Streitschriftenverzeichnisses beigab. Er kam bald in den engeren Kreis der Familie Luthardts, ward mit dessen Gattin Fanny, geborenen Felix, befreundet und durfte manch liebes Weihnachtsfest, erst allein, später mit seiner eigenen Gattin, unter dem Luthardtschen Familienchristbaume feiern. Neben Luthardt ragte Delitzsch als Lehrer hervor. Er war aus armseligen Leipziger Verhältnissen gekommen, hatte sich sieben Jahre lang als Magister studierend und lehrend durchschlagen müssen, sich aber dabei in Hebräisch und semitischen Sprachen eine so große Gelehrsamkeit erworben, daß er eine Zierde der Universität ward. Seinem Wesen nach glühend, dämonisch, hinreißend fromm, mit den Stillen im Lande gern verkehrend, der Judenmission treu ergeben, in allem eine seltsame, packende, ein wenig absonderliche Erscheinung. Seine Freundlichkeit kannte keine Grenzen, seine Studenten liebte er herzlich, ging mit ihnen spazieren, begleitete sie ins Kaffee, betete wohl auch mit

ihnen und besuchte sie, wenn sie krank waren. Er verstand es, die Mühsäligen und Beladenen zu erquicken und sich aller Armen, Elenden, Verachteten und Verlassenen zu erbarmen. Gregory hing ihm treu an und wurde von ihm, glaube ich, sehr beeinflußt. Zwei Bücher Delitzschs: „Handwerkerleben zur Zeit Jesu" und „Ein Tag in Kapernaum" hätte Gregory verfassen können, meint man nach ihrem Namen. Der Zug treuester Hilfsbereitschaft, das Gefühl für die Armen, die genaueste Sprachgelehrsamkeit, dazu das warmherzigste Christentum voll Kraft und ein wenig Sonderbarkeit: all das scheint Gregory so belebt zu haben, daß er Delitzsch noch zehn Jahre nach seinem Tode, 1900, sein dreibändiges gelehrtes Werk, die „Textkritik des Neuen Testamentes", widmete. Von den anderen Theologen Leipzigs, mit denen Gregory in Verbindung kam, seien nur noch Fricke, Baur und Lechler erwähnt. Fricke war einer der volkstümlichsten Theologen Deutschlands. Zwei Reden, die er im Kaufmännischen Verein hielt, könnte auch Gregory gehalten haben: „Über Zusammenhang der Gottesfrage mit dem sozialen Problem der Gegenwart" und „Die Bedeutung der Wahrheit im Verkehr von Mann zu Mann nach ethischen Prinzipien".

Das waren die Männer des alten Leipzig, zu deren Füßen Gregory saß. Er studierte eifrig, vergaß aber auch nicht, seinen Leib in Schlittschuhlaufen und Wandern zu stählen und konnte auf Gesellschaften und Einladungen fröhlich mit den Fröhlichen sein. Wenn ein Mann eine reine Jugend verlebt hat, so ist es Gregory gewesen. Irgendwo hoch oben vier Treppen wohnte er beschränkt und ärmlich bei einer guten

treuen alten Wirtin in der Liebigstraße. Er arbeitete sich allmählich in sein Fach, die neutestamentliche Handschriftenkunde, gründlich ein und besuchte 1875 die Bibliotheken von Süddeutschland und der Schweiz. Im Mai 1876 ließ er das erste Viertel seiner Doktorarbeit drucken, den Rest erließ ihm die philosophische Fakultät. Die Arbeit, die er seinen Eltern widmete, behandelte Henri Grégoire, den katholischen Bischof zur Zeit der französischen Revolution, als Priester, Staatsmann, Menschenfreund, Erzieher und Schriftsteller. „Grégoire", sagt Gregory, „war ein Held und wird, wenn je seine Verdienste hinreichend bekannt werden, von der Nachwelt gewiß als eine der größten und anziehendsten Erscheinungen seines Landes und seiner Zeit verehrt werden." Gregory glaubte, aber nur nach einer Familienüberlieferung, nicht nach Beweisen, mit Grégoire verwandt zu sein. Viel Wahrscheinlichkeit hat diese Mutmaßung indessen kaum, denn es gibt viele Grégoires in Frankreich, und wie sollte der katholische Bischof mit der alten reformierten Hugenottenfamilie zusammenkommen? Aber, wie dem auch sei, Gregory freute es, einen Helden wie Grégoire unter seinen Vorfahren mutmaßen zu können, und er versenkte sich in sein Leben und durchwanderte die Stätten seiner Wirksamkeit zu Fuß. Das Heldische des Bischofs, der, selbst ein Führer der Revolution und ein Feind des alten königlichen Staatswesens, täglich in seiner bischöflichen Amtstracht den Revolutionsversammlungen beiwohnte, berührte Gregory tief. Als Grégoire am 7. November 1793 von den brüllenden, heulenden, knirschenden Abgeordneten aufgefordert wurde, die Religion preiszugeben, als kurz

vorher schon der Erzbischof sein Amt niedergelegt hatte und „die fast dämonische Furie dieses Tages" ihn umbrüllte, da erklärte er fest und feierlich: er bleibe Christ. „Es ist ein schöner Gedanke, daß in jenen Zeiten Einer festhielt," urteilt Gregory. Dieser Eine, Treue, Fromme, zudem Freund der Negersklaven, Verteidiger der geknechteten Juden und barmherziger Priester, erfüllte Gregory mit Stolz und Mut für sein späteres Wirken.

Als Gregory den Doktor der Philosophie erworben hatte, nahm er seine große fachwissenschaftliche Arbeit in Angriff. Nebenbei, wie schon erwähnt, verdiente er seinen Unterhalt durch Übersetzungen und öftere Aufsätze in amerikanischen Wochenschriften, war von 1876—84 als Mitarbeiter an der „Theologischen Literaturzeitung" tätig und wirkte 1878—79 aushilfsweise als Pastor an der amerikanischen Kapelle in Leipzig. Er gewann Adolf Harnack, den fünf Jahre jüngeren Gelehrten, zum Freunde. Harnack, von glänzender Begabung, zähester Arbeitskraft und mitreißender Beredsamkeit, dabei von großer Kühnheit und Unerschrockenheit, begann damals seinen schnellen Aufstieg, der ihn bis auf die Höhen des reifsten Ruhmes führte. Er hatte 1874 als Dreiundzwanzigjähriger seine Vorlesungen an der Leipziger Universität begonnen, war 1876 zum Außerordentlichen Professor aufgerückt und blieb bis 1879 in Leipzig. Harnack bat Gregory, an der „Theologischen Literaturzeitung" mitzuarbeiten. Gregory verfaßte für sie mehrere streng wissenschaftliche Buchbesprechungen und gab allwöchentlich eine kurze Zusammenstellung über die erschienenen neuen Fachschriften, wie nicht anders zu er-

warten war, mit bewundernswerter Genauigkeit und Zuverlässigkeit. Er gab einen Weltüberblick, und die verschiedensten neueren Sprachen mußte er dabei beherrschen. Als Pastor an der amerikanischen Kapelle hatte er wohl hauptsächlich nur zu predigen. Gregory wäre ein vortrefflicher und treuer Seelsorger in einem vollen Pfarramte geworden. Gepredigt hat er allezeit gern, auch noch später in der Universitätskirche öfters, und viele Sonntage hat er sogar zweimal nacheinander, früh deutsch und mittags englisch, dieselbe Predigt gehalten. Bis wenige Jahre vor seinem Tode predigte er noch, immer sehr gern von vielen gehört.

Von 1876—94, in unermüdlicher achtzehnjähriger Treue, arbeitete Gregory an seinem einen großen grundlegenden Buche. Er war mit der Familie Tischendorf bekannt geworden und wurde in ihr wie ein Sohn geachtet. Die Witwe hatte ihm die hinterlassenen Papiere ihres Mannes anvertraut und ihm gestattet, zu dessen letzter unvollendeter Arbeit, einem großen griechischen Neuen Testamente, die noch fehlende Einleitung zu schreiben. Ein weniger gewissenhafter Mann hätte vielleicht die Einleitung in einem Jahre heruntergeschrieben. Gregorys Grundsatz aber war: „Ordentlich oder gar nicht", und so arbeitete er volle 18 Jahre an diesem Werke, das 1428 Seiten umfaßt und lateinisch geschrieben ist, damit die Gelehrten der ganzen Welt es lesen können. Das Buch ist für seine Wissenschaft, die vergleichende Handschriftenkunde des Neuen Testamentes, das grundlegende Werk geworden. Gregorys Freund Ezra Abbot half ihm dabei in vielen Dingen. In 13 Abteilungen behandelt das Werk das Leben und die Schriften Tischendorfs, ferner

alle nur erreichbaren Handschriften des Neuen Testaments, etwa gegen 4000, und schließlich die Gesetze, nach denen sie behandelt werden müssen. In drei Teilen erschien das Werk, 1884, 1890 und 1894. Bezeichnend für Gregorys Gewissenhaftigkeit ist der eine Satz seines ersten Vorwortes: ... soweit war ich mit der Aufzählung der Handschriften gekommen, „aber da blieb ich mitten im Verzeichnis der Kleinschrift-Handschriften hängen". Also unterbrach er seine Liste erst einmal und fuhr 1883 zwischendurch nach England, Frankreich, Italien, Österreich zur Bearbeitung von weiteren 390 Handschriften. Als er 1884 zurückkam und den ersten Teil seines Werkes heraus hatte, glaubte er mit gutem Gewissen Vorlesungen an der Universität beginnen zu können: er „habilitierte" sich als „Privatdozent". Um sein Werk aber vollständig auszubauen, bereiste er wiederum die Bibliotheken aller Welt, und zwar 1884—86 die von Frankreich, der Schweiz, Italien, Griechenland, dem Athos und Konstantinopel, 1887 die von Wien und München, 1891 die von Straßburg, Belgien, Holland, Dänemark, Schweden. Seine Gelehrsamkeit wurde 1889 durch die Verleihung einer Außerordentlichen, 1891 einer Ordentlichen Honorarprofessur in Leipzig anerkannt. Drei ehrenvolle Rufe an die Universitäten Cambridge, Chicago und Baltimore in Amerika lehnte er ab, denn er hatte Leipzig herzlich liebgewonnen und glaubte, er wohne in Europa seinen Quellen näher, und so blieb er denn bis zuletzt Ordentlicher Honorarprofessor in Leipzig, weil für sein engbegrenztes Fach keine volle Professur zur Verfügung stand. Als er endlich nach 18 Jahren strengster Arbeit 1894 sein Werk abschloß,

konnte er es mit Dank der Leipziger Theologischen Fakultät widmen, die ihn ein Jahr vorher mit dem theologischen Ehrendoktor beschenkt hatte. Auf dem Widmungsblatt ist aber rechts unten in ganz kleinem Druck noch ein ergreifender schlichter Satz zu lesen, der Gregorys Dankbarkeit gegen Leipzig erweist, und ich kann die Seite nie vor Augen haben, ohne von dem schlichten volksliedartigem Klange der Worte und von der Empfindung, die in ihnen keusch verborgen ist, ergriffen zu werden. Die Worte lauten übersetzt etwa so: „Ich war ein fremder Mann, aber ihr habt mich freundlich zu einem der Euren gemacht."

Mitten in der Arbeit an seinem großen Werke verheiratete sich Gregory. Er war durch seinen väterlichen Freund Ezra Abbot, als er noch in Amerika lebte, mit einem bekannten Theologen, Professor Joseph Henry Thayer in Andover bei Boston, bekannt geworden. Abbot und Thayer trafen sich damals monatlich einmal in New York, da sie gemeinsam mit einem großen Stabe anderer Gelehrter an der amerikanischen Bibeldurchsicht arbeiteten. Schon da war Gregory auch einmal in Thayers Hause gewesen. Später weilte Thayer mit Frau und Tochter auf einer Reise in Deutschland, und hier lernte Gregory seine spätere Frau Lucy Watson Thayer kennen. Im Herbst 1886 reiste er von Konstantinopel aus nach Amerika. Dort hielt er sich nur fünf Tage auf, in denen die Trauung in Cambridge stattfand. Mit demselben Schiffe, mit dem er allein gekommen war, reiste er nun zu zweit zurück.

Später, als seine Verhältnisse besser wurden, baute er sich ein eigenes Häuschen auf der Marienhöhe in

der Vorstadt Stötteritz, dort, wo das Leipziger Land am höchsten und seine Luft am frischesten ist. Damals siedelte er sich fast als der erste auf dem noch unbebauten Felde an. Hier hatte die Völkerschlacht getobt, und später wurde in unmittelbarer Nähe von Gregorys Häuschen das Völkerschlachtdenkmal errichtet. Das Haus ist ganz nach Gregorys eigenen Angaben erbaut. Zuoberst errichtete der Architekt auf Gregorys besonderen Wunsch eine Fensterstube, den „Guckkasten", von dem man anfangs noch sieben Windmühlen ringsum im Gelände sehen konnte. In seinem Garten und in seiner Nachbarschaft fand Gregory im Sande Gletschersteine aus der Eiszeit. Er gab die Anregung, sie zu einer Gletschersteinpyramide zusammenzusetzen. Noch heute wallfahrten die Schulen zu diesem Denkmal in Stötteritz. Die „Gletschersteinstraße" ist nach ihm genannt.

In gelehrter Arbeit, von wissenschaftlichen Reisen unterbrochen, dabei im politischen Leben rege tätig, floß sein Leben dahin. Die Leipziger kannten ihren Herrn Professor Gregory, ja, er wurde wohl der volkstümlichste Professor der Stadt, ein wenig sonderbar, ein wenig amerikanisch, unendlich herzlich, sorglich, liebevoll, „leutselig" im freundlichsten Wortsinn. Jedem bot er seinen freundlichen Gruß zuerst. „Guten Morgen, schön Wetter heut!" war seine Lieblingsanrede. Man liebte in Leipzig seine kleine schmale Gestalt, sein gutes freundliches Gesicht mit dem grauen Barte, seine lebhaften und milden braunen Augen hinter der einfachen Nickelbrille, seinen stets hutlosen grauen Kopf, seinen schnellen entschiedenen Gang meist mitten auf der Straße, um besser vorwärts zu

kommen. Schon in seinem Gange lag Lebenskraft, die unwillkürlich auf jeden ausströmte, der mit ihm ging. Auch im Winter fast nie im Mantel, dann nur mit dicken Fausthandschuhen, bei Regen oder Regengefahr mit einem derben haltbaren Schirme dauerhaftester Herstellung. Obwohl er in seinem Leben etwa zehn Bücher in deutscher Sprache schrieb und über vierzig Jahre in Deutschland lebte, hatte seine Sprache doch immer noch bis zuletzt einen amerikanischen Tonfall. Das „R" kam immer amerikanisch heraus, „Körper" klang bei ihm etwa wie „Köhlper". Auch seine Rechtschreibung und seine Satzzeichensetzung waren zuweilen eigenartig. Seine Rede war aber volkstümlich, ihr stand eine Menge alter echter Volksausdrücke zur Verfügung, so daß Luther oft seine Freude an ihr gehabt hätte. Das hatte er aus seinem vielen Verkehr mit dem Volke gelernt.

Wer den bescheidenen Mann sah, konnte nicht ahnen, daß er einer der geehrtesten Gelehrten Deutschlands war. Schlicht war sein äußerer Mensch, und Gregory hat selbst mit Vergnügen erzählt, wie er oft mit einfachen Leuten verwechselt wurde. Einmal wollte ihm ein Hausmädchen, deren kranker Frau er Blumen brachte, ein Trinkgeld geben, ein anderes Mal ebenso eine Krankenschwester, der er den Koffer vom Bahnhofe zur Straßenbahn trug, und einmal hielt ihn ein junger Student für einen Bibliotheksdiener, und Gregory bediente ihn auch wirklich freundlich eine Stunde lang. Aber dieser schlichte Mann war, wie nur noch, wenn ich mich recht erinnere, drei Gelehrte in Deutschland sonst, fünffacher Doktor: Doktor der Philosophie von Leipzig 1876, der Theologie ehrenhalber

von Leipzig 1893, zweimal Doktor beider Rechte ehrenhalber von Pennsylvanien 1894 und von Yale 1901, Doktor der Theologie ehrenhalber von Glasgow 1901. Der Leipziger Universität hatte er zum Dank sein achtzehnjähriges lateinisches Werk, die „Prolegomena“, „Einleitung“, gewidmet, der Universität Pennsylvania, „der Alma mater, die den Jüngling pflegte, dem Mann den Ehrengrad gab,“ widmete er 1908 zum Dank sein Werk „Die griechischen Handschriften des Neuen Testaments“. Er war Ehrenmitglied eines griechischen Gelehrtenvereins in Konstantinopel und des „Archäologischen Instituts von Amerika“.

Sein ruhiges, alltägliches Arbeitsleben war nur von längeren wissenschaftlichen Reisen unterbrochen. Nach dem Athos und Mazedonien reiste er 1902, ein Jahr darauf nach Petersburg, Moskau, Kiew. Er hätte damals Gelegenheit gehabt, Tolstoi zu sprechen, dem er in vielem so merkwürdig nahe stand, aber er wollte den Überlaufenen nicht auch noch stören. Das Jahr 1904 führte ihn nach Athen, Paris, London, die Jahre 1905 und 1906 sechzehn Monate lang nach Athen, Patmos, Kairo, dem Sinai, Jerusalem, Smyrna, Konstantinopel, Odessa, Jassy, Pest, Preßburg. In den Jahren 1895, 1898 und 1901 hielt er, schon lange bevor der Gedanke der „Austauschprofessoren“ in Deutschland fruchtbar wurde, an amerikanischen Universitäten und theologischen Schulen Vorlesungen, und im Winterhalbjahr 1911/12 unternahm er eine Vortragsreise durch die Vereinigten Staaten und Kanada. Mir steht ein Briefchen Gregorys vom Januar 1912 an eines seiner Patenkinder zur Verfügung, ein Schriftstück, das kurz und blitzschnell in

seine Vortragsreise hineinleuchtet und in einem an das Kind angepaßten Tone, der aber zugleich den Eltern etwas erzählen will, geschrieben ist: „Im Zuge. Fallbridge, Oregon. 23. Jan. 1912. Liebe . . ., ich habe Dich nicht vergessen. Es ist nur, daß ich in einem fort herumreise und Vorträge halte, so daß ich keine Zeit zum Schreiben habe. Hier steht der Zug einen Augenblick. Die Berge schließen alles ein. Ich fahre neben dem Columbia Fluß. Gestern hielt ich einen Vortrag in Portland, Oregon, heute trage ich in Walla Walla, Washington, morgen in Spokane, übermorgen in Seattle, den folgenden Tag in Victoria, British Columbia, den folgenden Tag in Vancouver und dann in Cealgary, Edmonton, Regina und Winnipeg vor. Mit herzlichen Grüßen an Euch alle Dein treuer Pate C. R. G."

Außer diesen Unterbrechungen war sein tägliches Leben streng geordnet. Sehr früh begann sein Arbeitstag. Noch ehe die Städter aufwachten, war er bisweilen schon in der Stadt. Öfter soll er schon vor sechs Uhr einigen älteren Damen, die ihm befreundet waren, Rosensträuße an die Türklinken ihrer Wohnungen gehängt haben. Dabei ist aber zu bedenken, daß er 40 Minuten Fußweg (er ging sehr schnell, für andere war es eine Stunde!) von seinem Häuschen in Stötteritz bis zur Stadt hinein hatte, und nur selten benutzte er die Straßenbahn. Im Sommer um 7, im Winter um 8 Uhr begann seine Vorlesung. Vorher aber war er manchmal schon auf der Universitätsbibliothek gewesen, zu der er einen Schlüssel hatte. Im kleinen Professorensprechzimmer saß er am Tischchen und ging noch einmal die Vorlesung durch, die er

halten wollte. Nach der Vorlesung begab er sich auf die Universitätsbibliothek. Dort stand im Dozentenzimmer, mit dem Blick auf die Platanen am Gewandhause, sein Arbeitstisch, an dem er jahrzehntelang fleißig war, über und über bedeckt mit Büchern. Es war ihm bequemer, in der Bibliothek zu arbeiten als zu Hause, da er hier sofort alle Bücher zur Hand hatte, die er brauchte. Wenn es Mittag schlug, nahm er sein Brot und seinen Apfel heraus und verzehrte sie dankbar für diese wunderbaren Gaben. Darauf, wenn er allein im Zimmer war, erfrischte er seinen Körper durch einige Freiübungen. Wenn aber Menschen im Zimmer weilten, hatte er eine ganz unauffällige sinnreiche Art ersonnen, sich zu „üben“: er stellte sich rücklings an einen oft zentnerschwer mit Büchern vollbeladenen Tisch und hob ihn etwa hundertmal ein wenig empor, indem er sich auf den Fußspitzen auf und nieder ließ. Nach „Tisch“, ohne Müdigkeit, begann die Arbeit sogleich von neuem und währte gewöhnlich bis gegen 5 Uhr. Dann sah man den lieben Professor wieder mitten auf der Straße und freundlich nach allen Seiten grüßend nach Hause wandern. Hier nahm er sein einziges warmes Mahl am Tage ein, turnte mit seinen zwei Zehnpfundhanteln ein wenig, indem er dabei zur Übung im Takte bald russisch oder türkisch oder arabisch zählte, arbeitete wohl auch im Garten, denn müßig war er nie, und legte sich frühzeitig zu Bett. So lebte er vor allem in den letzten Jahrzehnten seines Lebens.

Eine herzliche Freude waren dem kinderlieben Manne sein Sohn und seine drei Töchter. „Er hat seine Kinder zärtlich geliebt, und niemals konnte man

ihn mehr erfreuen, als wenn man nach diesen fragte und er über jedes einzelne Bericht erstatten konnte," erzählt ein Freund.

Mit seinen Kindern, vor allem, als sie noch klein waren, war er viel zusammen. Als Erziehungsgrundsatz galt ihm: möglichst die guten eigenen Neigungen des Kindes frei zu entwickeln und die Kinder frühzeitig selbständig werden zu lassen. Schon früh war er bestrebt, die Kinder zu einer tatsächlichen handwerklichen Beschäftigung im Spiele hinzuleiten. Er strafte wenig, aber sein unablässiges Beispiel machte Strafen auch nur selten nötig. Hin und wieder liebte er es, einen Befehl ohne jede erzieherische Erklärung zu geben. So wurden die Kinder gehorsam, selbständig, wirklichkeitstüchtig. Großen Anteil nahm er an allen Schulangelegenheiten seiner Kinder, und das wußten sie ganz genau. Stets war er bereit, zu erklären und zu helfen, wo es not tat. Fiel aber eine Zensur schlecht aus, gab es keine Strafe und kein hartes Wort, sondern nur ein ernstes „Das ist schade! Wie kam denn das?" Und wenn dann das Kind den Kopf hing und betrübt aussah, ein freundliches „Tut nichts! Das nächste Mal besser machen!" Oft trug er für seine kleinen Kinder den Schulranzen schon zur Schule, wenn er zu seiner zeitigen Vorlesung ging, und gab ihm beim Hausmann ein. Er wünschte, daß das Kind leicht und frei und fröhlich zur Schule ginge.

Alle echten Menschen lieben die Kinder, und Gregory war ein großer Kinderfreund. Es war sehr lieblich, ihn einfältig und fröhlich und mit dem Ernste, der Kindern eigen ist, mit seinen kleinen Freunden umgehen zu sehen. Er war imstande, um Weihnachten

herum in den Ferien tagelang am Ofen zu stehen und Kinderbücher zu lesen und vorzulesen. Er konnte mit Kindern so spielen, wie sie es gern haben. Vor allem vermochte er Tiere und Vögel ergötzlich nachzuahmen, was für Kinder, die sich noch das alte Urbruderschaftsgefühl für Tiere bewahrt haben, sehr wichtig ist. Den ganzen Windmühlenweg entlang knixten die kleinen Mädchen und grüßten die Jungen, wenn sie den lieben Herrn Professor sahen, der sich bald mit ihnen angelegentlich unterhielt. An einzelne seiner kleinen Freunde und Freundinnen schrieb er gern Briefe im Kinderton. Ich habe eine Ansichtspostkarte aus Moskau an ein Patenkind zur Hand: „Moskau, d. 5./18. Oktober 1903. Liebe M., schau einmal die Kirche dort an und das Tor und die Pferdebahn. Du siehst, daß ich jetzt weit weg bin; da hast Du nicht nötig, Dich hinter den Tisch zu verstecken. Herzliche Grüße an Dich und an Deine lieben Eltern Dein Pate C. R. G." Noch im Felde befreundete er sich mit einem kleinen französischen Mädchen Cecilie, und er bat, man möchte ihm von zu Hause ein Bildchen für sie mit ihrer Namensheiligen senden.

Gregory war ein Meister der Freundschaft, ein Meister im Aufrechterhalten freundschaftlicher Beziehungen. Unter seinen wissenschaftlichen Fachgenossen war ihm der Oberbibliothekar von Gebhardt lange Jahre besonders befreundet. „Gebhardts Leben", schreibt Gregory, „floß wie ein breiter, stiller, von Bäumen beschatteter Strom dahin. Seine Stimme wurde nicht auf dem Markt gehört. Man kam zu ihm, man bekam etwas von ihm, man ging weg, und es war, als ob er von jeher dort gewesen

war und immer dort bleiben würde in derselben Ruhe. Aber in seiner stillen Klause, mit dem Gewissen eines Herrnhuters, der Peinlichkeit eines Porson und der Folgerichtigkeit und Ausdauer einer Maschine, brachte er Arbeit genug für drei Menschen zustande." — Harnack soll im Hinblick auf seine beiden Freunde Gregory und Gebhardt und ihre Arbeit gesagt haben: die Textkritik wirke veredelnd. Gregorys Freunde waren Exzellenzen und Professoren ebenso wie Fabrikarbeiter, Handwerker und Arbeitsfrauen. Nach seinem Tode hat sich mir erst durch manchen Brief, den ich erhielt, in erschütternder Weise kundgetan, wie sehr ihn seine Freunde alle geliebt haben. Ich will nur einige Stellen aus Briefen seiner gelehrten und seiner schlichten Freunde heranziehen. Ein Universitätsprofessor schrieb: „Schon früher fiel zwischen uns Freunden das Wort: Gregory ist der beste Christ in der ganzen Theologischen Fakultät." Ein anderer Universitätsprofessor urteilt: im Mittelalter hätte man einen solchen Mann wohl heilig gesprochen. Und ein lieber Arbeiterfreund, ein Steindrucker, schrieb in einem prächtigen Briefe: „Er war ein seltsames Wesen, er war mehr Seele denn Körper. Er lebte längst schon, als er noch in den Körper gebannt war, in der Ewigkeit. Das Geistesleben war sein Element. Daher suchte er die Menschen vom Traume und von den Schwächen des Körpers zu befreien und zum Geistesleben, zum Pflichtgefühl, zur Treue, zur Liebe und zur Gotteserkenntnis zu erwecken. Er war immer freundlich, ruhig und hilfsbereit. Und so erschien er mir wie ein übernatürliches Wesen, ich hatte das Gefühl, als würde er vom Heilande durchflutet, und dieses glaube ich fest."

So lebte er den Lebenstag voll aus, den ihm Gott schenkte, als ein weiser und guter Mensch. „Ich möchte gerade meiner Zeit dienen," hat er gesagt. „Ich habe allein mit der Gegenwart zu tun. Gott wird für die Zukunft sorgen." „Wie der Prinz von Wales: ‚ich dien': ich will an meinem Platz den Dienst nach Kräften leisten, den man oft von mir verlangt hat."

Er hat uns allen den besten Dienst getan, den man von einem Menschen verlangen kann: er, selbst von Gott geleitet, hat uns zu Gott zu führen versucht.

2. Der Helfer.

Vor bald zweitausend Jahren wurden dem Menschengeiste vier kleine Bücher eingesenkt, die nun nie wieder aus seinem innersten Wesen verschwinden können. Erst wenn unser Stern im Endfeuer untergeht, mag ihr Wortlaut verwehen, aber ihr Geist wird noch leben über jene Stunde hinaus. Diese vier kleinen Bücher sind die vier Evangelien, zu deutsch: die vier freundlichen Botschaften, die vier liebsten Mären, die vier schönsten Geschichten von Christus, dem Urbild des Helfers, von Christus, dem „Heilenden", von dem es heißt: Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr tut, wie ich euch getan habe. Sie schildern, ewig geprägt für alle Zeiten, das ewige Vorbild des gütigen Freundes, der hilft und helfen muß, getrieben vom Geiste Gottes. Sie schildern den „Neuen Menschen", der alle Beziehungen zwischen Menschen, die Höflichkeits-, die Geschäfts-, die Gerechtigkeitsbeziehung durch die Liebesbeziehung ersetzt. Und nun kann keine Wandlung und keine Zeitenflucht dieses heilig starke Bild des gütigen Helfers aus den Herzen der Menschen reißen. Seitdem es ihnen vorgelebt wurde, fühlen sich alle Guten verpflichtet, so gütig zu sein wie er, der Heilende, und seitdem finden die Bösen keine Ruhe mehr. Seitdem

ist des Menschen Aufgabe für alle Zeiten: Helfer in Gottes Kraft zu sein wie er, der Heilende.

Und Gregory, unser Freund, hat diese Verpflichtung zur unbedingten Helferschaft rein vernommen, treu ausgeführt. Er war ein Helfer sondergleichen, und seine Helferschaft war nicht nur Gutmütigkeit eines weichen Herzens, sondern Kraft aus der Kühnheit Gottes und dem Geiste Gottes heraus. Es wäre nicht not, dies Buch von ihm zu machen, wäre er nur Gelehrter gewesen. Sein Wissen wird die Zeit verwandeln, sein Helfertum aber hat ihn verewigt. Dantes Wort sei Raum gegeben, auf ihn anzuwenden: „Im Geiste steht mir eingeprägt und noch rührt mich Euer gutes und liebes väterliches Bild in der Welt, als Ihr mich nach und nach lehrtet, wie sich der Mensch verewige.“ Sein Helfertum hat unseren Freund verewigt.

Sein Helfertum hat mehr vom Christentum gepredigt, als es vielleicht alle seine Wortpredigten getan haben. „Das Christentum“, schreibt Gregory, „fing durch die Verbindung von Herz mit Herz an. Auge schaute ins Auge. Die lebendige Stimme schlug an das lebendige Ohr. Und es ist genau solch eine Verbindung und Verknüpfung von Personen, solch eine Einwirkung von Mann auf Mann, die von jeher, seit Jesus sprach, die unaufhörliche Erneuerung des Christentums bewirkt hat. — Das Christentum ist zuerst ein Leben und ist als Leben weiter gegeben worden, ist gelebt worden, im Leben von Zeitalter zu Zeitalter dargetan worden. Der Christ, ob Geistlicher, ob Laie, hat mit seinem Herzen nach dem Herzen seiner Mitmenschen gesucht, um sie geworben, eine Mutter hat

das Wort ihrem Kind zugeflüstert, ein Freund sprach es in das Ohr seines Freundes, ein Prediger hat es seinen Zuhörern verkündigt, und das Kind, der Freund, die Zuhörer haben es geglaubt und sind Christen geworden. Das Christentum ist ein ununterbrochenes Leben." Und Gregory lebte lauteres Helfertum, lauteres Christentum. „Niemals habe ich einen Mann gesehen, der so wie er die Nachfolge Christi übte," bezeugt Harnack. „Neben seiner Bedürfnislosigkeit war ihm eigentümlich die Selbstverständlichkeit, mit der er diente, wo er konnte, immer freudig, immer milde Sonnenstrahlen verbreitend. Er war fortwährend im Geben begriffen. Er gab ganz ohne Nachdenken, ob er geben könne. Den Namen Christi oder Gottes habe ich aus seinem Munde sehr selten gehört, aber den Namen: Der Nächste? und die Frage: Was kann ich tun? unzählige Male. Er war ein Mann voll Freudigkeit dienender Liebe."

Gregory war ein „Menschenfreund". Wir sprechen dieses Wort oft sehr leicht und unbedacht aus, ohne seine schwere Verpflichtung zu bedenken. Es kommen Stunden, wo wir es vielleicht sogar für sittliche Pflicht halten, die Menschenbrut zu hassen. Gregory kannte die Menschensünde, die Schande, das rote Blut und die Tränen, die Menschen oft über sich bringen. Aber er kannte auch ihre Qual, die ihnen im Herzen brennt, wenn sie auch noch so hochmütige Masken vor die Augen setzen: innen weinen sie. Gregory war ein Freund der Menschen, er liebte sie (trotz allem) herzlich. Er fürchtete niemanden, liebte jeden. Fremde Menschen gab es für ihn nicht. Er kannte nur den Nächsten. „Für mich persönlich hat das Wort ‚fremd' eine ge-

ringe Bedeutung," meint er einmal. Und er sagt: „Ich bin bereit, jeden Mohammedaner, jeden Buddhisten, jeden Taoisten als Bruder anzuerkennen, kein Grieche und kein Lateiner soll Gottes Ebenbild in irgendeinem Menschenkind bereitwilliger erkennen als ich." Gregory lebte jene Legende Tolstois, die die Frage nach der wichtigsten Zeit, dem wichtigsten Ort und der wichtigsten Tat beantwortet: Die wichtigste Zeit ist Jetzt, der wichtigste Mensch ist der Nächste, mit dem ich spreche, die wichtigste Tat ist, dem Nächsten, mit dem ich jetzt spreche, Gutes zu tun.

Mit Gregory durch die Stadt zu gehen (ich durfte ihn manchmal winterabends nach Hause begleiten), war mir stets tiefste Erziehung. Er ging meist auf der Mitte der Straße, tapfer ausschreitend mit seiner kleinen Gestalt, sein Gehen war wie fröhlicher Wind, der die Herzen frisch macht. Aber während er ging und erzählte, grüßte er unzählige Menschen, die er kannte. Er grüßte mit einer gewinnenden Herzlichkeit, sich verbeugend, so, daß sein volles, echtes Herz aus diesem Gruße, aus dieser Verbeugung sprach. Wo irgendein Dienst zu tun war, half er sofort mit aller Kraft. Es kam ein Dienstmädchen mit einem Kuchenblech die Straße entlang und konnte die Haustür nicht aufklinken. Sofort, ehe ich es noch ahnte, war der Helfer hinzugeeilt und hatte, sich sogar hier ein wenig verbeugend und strahlend vor Herzlichkeit, die Tür aufgeklinkt. Der Wind wehte eine alte Zeitung über die Straße, die trockenen Staub aufwirbelte. Sofort war der Helfer zur Stelle und trat das Papier zusammen, damit es nicht „uns und die Kinder mit dem Staube krank macht". Ein Straßenbahnwagen fuhr vorüber,

mit einer Entschuldigung gegen mich eilte ihm der Helfer nach, um dem ihm befreundeten Schaffner, der Briefmarken sammelte, eine amerikanische Marke zu schenken, die jener noch nicht besaß. Kinder gingen vorüber und grüßten freundlich. Eine blasse Frau stand am dunklen Toreingange, der Helfer ging auf sie zu und versprach, ihr morgen ein Buch zu borgen, „wo drin steht, wie man rote Wangen bekommt“. Während er mir von seinem Freunde Exzellenz W. erzählte, begrüßte er die schwarzen Arbeiter, die rußig und abendmüde nach Hause gingen, und empfing ihre freundlichen Gegengrüße. Während er mir einen Brief seines Freundes, des griechischen Bischofs Panteleemon Komnenos in Chalki, zeigte, rief er einem armen Kinde ein freundliches Wort zu. Er sah eine junge Mutter sich mit dem Kinderwagen abplagen und half ihr lächelnd und fröhlich den Wagen die Gartentreppe hinaufheben. Er hob einen alten Topf mit scharfen Kanten und eine zerbrochene Glasflasche auf und warf sie seitwärts in ein Loch mit den besorgten Worten: „Hier könnten sich Menschen oder Tiere verletzen.“ Wie viele Menschen er nur auf so einem abendlichen Gange grüßte! Er grüßte stets zuerst, und alle antworteten so freundlich Guten Abend, daß ich aus dem Gruße noch durchhörte: Guten Abend, du guter treuer Mann, du unser aller Freund, der du Mitleid und Liebe hast, guten Abend, Gott segne dich reich und mache alle Menschen so freundlich, wie du es bist, guten Abend, guten Abend!

Es war eigentümlich zu beobachten, wie sich in Leipzig und unter seinen Schülern und Freunden in Sachsen und ganz Deutschland allmählich ein Geschichtenkreis über Gregory herausbildete. Fast jeder

Schüler, fast jeder Freund konnte einige Erlebnisse von seiner unermüdlichen Hilfsbereitschaft erzählen. Wenn es gestattet ist, einen Augenblick sehr Großes mit sehr Kleinem zu vergleichen, so ähnelte dieser Vorgang wohl von ferne ein wenig dem Vorgange damals, als sich unseres Heilandes Ruhm zu seinen Lebzeiten in vielen kleinen Geschichten und Worten auszubreiten begann und sich wie Samen in die offenen Herzen setzte. Gregory hat in seinem Leben sehr viel gerade über diesen Vorgang, der dann zur Niederschrift der ältesten Evangelien führte, nachgedacht, und es hätte ihm sicher Vergnügen bereitet, hier diesen Vergleich zu lesen. Oder er wäre unwillig geworden, da niemand bescheidener war als er. Von seinen großen Fachgenossen Westcott und Hort schreibt er: „In Gelehrsamkeit bin ich ihnen gegenüber ein Kind, aber ich möchte in der Bescheidenheit ihnen gleich sein."

Aus diesem Geschichtenkreise sei einiges erzählt, in dem sich Gregorys „reine Neutestamentlichkeit", wie Friedrich Naumann prägt, ausspricht. Der Geist der Erzähler hat vielleicht hier und da ein wenig ausgestattet, aber ich denke, das schadet nicht viel, denn Gregorys Leben war ja doch unendlich viel reicher als diese paar armen Geschichten hier.

Es war schon im Kriege zur Zeit der Brotmarken, da trifft der Helfer eine verhärmte Frau auf der Straße und fragt sie nach ihrem Kummer. Die Frau berichtet, sie habe Hunger, könne aber den weiten Weg zur Brotmarkenstelle und zum Bäcker vor Schwäche nicht gehen und habe jetzt auch niemanden zur Hand. Sofort geht der Helfer in die armselige Kammer der Frau mit hinauf, läßt sich die Markentasche einhän-

digen und eilt gute zwanzig Minuten zur Brotmarkenstelle, muß lange warten, erhält die Marken und kommt nach einer reichlichen Stunde mit zwei schweren Broten unter dem Arme zurück. Bevor ihm aber die Frau das Geld geben will, ist der Helfer still auf und davon.

In seiner Morgenvorlesung vermißt Gregory einen Studenten, der früher regelmäßig kam. Besorgt, er möchte krank sein, fragt er seinen Famulus. Der Famulus ist verlegen und murmelt schließlich: Jener Student, auf die schiefe Bahn geraten, trinkt, bummelt... Kaum hat der Helfer das gehört, als er sich eilends zu jenem Studenten aufmacht. „Der Herr schläft noch," antwortet die Wirtin, auf Socken gehend, „er ist diese Nacht erst um drei Uhr nach Hause gekommen." Aber Gregory läßt sich nicht hindern und steht plötzlich vor dem Bette des schwerschlafenden Studenten. Mit unendlicher Herzlichkeit weckt er ihn auf, begrüßt ihn lächelnd und bietet sich an, mit ihm spazieren zu gehen. Wohl oder übel erhebt sich der Student und geht mit. Sie sollen nach Halle spazieren gegangen sein! Als sie wieder zurückkamen, war der Student geheilt, sein Kopfschmerz war verschwunden, er fehlte nie mehr in der Vorlesung und hat sein Lebtag von der „schiefen Bahn" genug gehabt.

Ein Weichensteller der Leipziger Straßenbahn steht spät abends frierend und durchnäßt auf seinem Posten. Der Anblick seiner jammervollen Gestalt trifft den Helfer ins Herz. Er eilt zu ihm und drückt ihm einige Groschen in die Hand: „Gehen Sie hinüber in den Kaffeeschank dort und wärmen Sie sich!" Und während der Weichensteller hinübergeht und sich aus-

wärmt, steht der Helfer, fünffacher Doktor und Professor, an der Weiche und stellt sie kunstgerecht wie ein gelernter Weichensteller.

Ein lieber Freund Gregorys aus dem Arbeiterstande schreibt in einem Briefe von ihm: „Er gab nicht nur von seinem geistigen Reichtume allen, welche nehmen wollten, er gab auch im stillen, wo es niemand sah, Geld und andere Dinge denen, welche in Not waren. Als ich noch im Evangelischen Arbeiterverein Kassierer war, kam ein Mitglied zu mir, welches nicht im besten Rufe stand, und wollte von mir zwanzig Mark aus der Kasse geliehen haben: er wolle Möbel polieren und dafür Material kaufen. Ich sagte ihm, daß ich erst den Herrn Professor fragen würde. Aber der Mann war mir zuvorgekommen und schon zum lieben Herrn Professor gelaufen und hatte die zwanzig Mark von ihm erhalten. Als ich hinkam, sagte mir der Herr Professor, daß dieses die zwanzig Mark wären, welche er für eine Fahrt nach Dresden bestimmt hatte, nun könne er nicht nach Dresden!"

Derselbe liebe Freund schreibt: „Ein anderes Bild: Ein größerer Junge, einen Handwagen fahrend, ist in einen auf der Straße liegenden Glasscherben getreten und hat sich den Fuß schwer verletzt, so daß er nicht weiter kann. Der Herr Professor kommt aus der Stadt heraus und sieht den Jungen von Leuten umringt, welche hin und her reden. Er legt sofort Hand an, reinigt die Wunde, fragt den Jungen nach seiner Wohnung, hebt ihn in den Wagen und fährt ihn auf dem Wagen durch den ganzen großen Ort hindurch etwa dreiviertel Stunden nach Mölkau zur Wohnung des Jungen."

Gregory ist mit einigen anderen Herren auf der Rückfahrt von einer Versammlung der „Freunde der Christlichen Welt" zurück nach Leipzig, dritter Klasse. Ein einfaches Mädchen mit einer großen Hutschachtel steigt ins Abteil. Als sie alle in Leipzig den Zug verlassen, nimmt der Helfer sofort die große Hutschachtel und trägt sie dem Mädchen auf dem Bahnsteig entlang bis zur Straßenbahn. Als er zurückkehrt, bringen ihm seine Freunde zum Ausdruck, sie seien von ihm, dem älteren Manne, beschämt worden; es hätte sich vielmehr für einen von ihnen geziemt, den Dienst zu leisten. Verwundert blickt sie Gregory an und sagt mit freundlichem Lächeln: „Was macht es, daß ich der Älteste bin, dafür bin ich zugleich der Kleinste."

In seinem Garten blühte alljährlich eine Fülle schöner Rosen. Er liebte es, sie frühmorgens zu brechen und an seine Freunde zu verteilen. Als einst die Frau eines befreundeten Professors schwerkrank darniederlag, hing jeden Morgen ein Rosenstrauß unter dem Hute des Freundes am Kleiderhaken in der Universität. Der Helfer selbst war inzwischen verschwunden und wehrte auch ab, wenn ihm der Freund am anderen Morgen dankbar erzählte, wie sehr die Leidende durch sein Geschenk erfreut worden war. Möglichst nie sollten diejenigen, denen er wohltat, erfahren, von welcher Seite ihnen geholfen wurde.

„Rührend war er gegen meine hochbetagte Mutter," erzählt ein anderer Freund, „er brachte ihr selbst oft Rosen und Erdbeeren aus seinem Garten und besuchte sie manchmal trotz ihrer Taubheit." Gern befestigte er in aller Herrgottsfrühe seine allmorgendlichen Rosensträuße an die Türklinken der Wohnun-

gen seiner Freunde und ging schnell fort. Wenn dann nach einer Stunde etwa die Hausmädchen ausgingen, um Semmeln zu holen, entdeckten sie die Rosen und mochten wohl denken, ein in der Nacht vorüberwandernder Engel habe sie vor ihre Tür getan.

„Wünsche zu äußern war bei ihm schon fast gefährlich," schreibt ein gelehrter Freund Gregorys in einem Briefe, „denn wie oft habe ich mich über Amerikanisches mit ihm unterhalten und unversehens von ihm Bücher und Schriften erhalten, die er über den Atlantischen Ozean hatte kommen lassen."

Da der Laufschritt seine liebste Gangart war, zog er Abkürzungen über Wiesen und Felder und durch Sandgruben, wenn es ohne Schaden der Besitzer ging, den breiten gebahnten Wegen vor. Wo es auf Nebenwegen, besonders nach Regengüssen, bodenlos wurde, half er in seinen freien Abendstunden gern mit Schaufel und Hacke nach. Da fuhr er mit seinem Karren eigenhändig Sand und Steine an, um anderen Weggenossen Bequemlichkeit und Erleichterung zu verschaffen. „Oft", berichtet sein treuer zwanzigjähriger Nachbar, „habe ich ihn beobachtet, wie er von ernster akademischer Arbeit heimkehrend noch im schwarzen Rock in den benachbarten Sandgruben einen zentnerschweren Stein, der den Weg versperrte, auflud, um ihn beiseite zu schaffen." Viele Abende kehrte er vor seinem Hause die Straße und sagte, das sei seine Erholung, und er wünsche nur, das einmal vier oder sechs Wochen lang hintereinander tun zu können! Weiter berichtet jener liebe Freund: „Seine körperliche Leistungsfähigkeit war noch im höchsten Alter erstaunlich. Müden Arbeitsfrauen nahm er oft

auf der Landstraße den Korb vom Rücken und trug selbst die Last. Schwere Handwagen, die der Führer kaum bewältigen konnte, beförderte er wohl eigenhändig mit weiter. Vom Vordertrittbrett des Straßenbahnwagens sprang er manchmal ab und stellte selbst die Weiche, um dem Führer den Dienst zu erleichtern." Ja er setzte sich gar nicht erst in den Wagen, um ja etwa niemandem anderen, der müder sein könnte als er, den Platz wegzunehmen.

Ein Vierteljahr nach seinem Tode fuhr ich zufällig einmal die Strecke der Leipziger Straßenbahn, die durch die Reitzenhainer Straße fährt, auf der Gregory Tag für Tag gewandert war. Ich kam zufällig mit dem Wagenlenker ins Gespräch, und ich fragte ihn, ob er Herrn Professor Gregory kennen gelernt habe. Wie strahlte sein Gesicht auf, als er mir mit vollstem Herzen „Ja" antwortete, und nun kam er ins Erzählen über den „lieben freundlichen Herrn". Das ganze Vordertrittbrett war mit Fahrgästen besetzt, und bald hörten die Fahrgäste auf unser Gespräch, und da war fast keiner, der nicht auch eine freundliche Geschichte von Gregory zu erzählen wußte. Und immer wieder versicherte der Wagenlenker: „Und denken Sie, sogar als er schon Leutnant war, ist er abgesprungen und hat mir noch die Weiche gestellt, und wenn er General geworden wäre, ich glaube bestimmt, er hätte es auch als General noch getan!"

Als ich den Stoff für diese wenigen Seiten sammelte, fand ich immer wieder Menschen, die sich irgend einer kleinen Geschichte von Gregorys Güte und Helferschaft erinnerten. Da hatte der eine den Helfer plötzlich um die Ecke herumkommen sehen mit einem

Korbe auf dem Rücken, das alte Mütterchen neben ihm, dem er den Korb abgenommen hatte, seinen großen Professorenschirm unter dem Arme, fröhlich und strahlend. Ein anderer Freund erinnerte sich, wie er seine Mutter, die auf schwerem Krankenlager lag, dadurch zu erheitern und abzulenken suchte, daß er ihr, die noch keinen Besuch empfangen durfte, jeden Tag einen Brief in seiner feinen gemalten Handschrift schrieb, in dem er einen Teil seiner abenteuerlichen Reise durch die Wüste schilderte, in einem absichtlich fast kindlichen Tone, damit die Kranke ja nicht allzusehr aufgeregt würde. Ein dritter erinnerte sich, wie Gregory einen auf der Straße Verunglückten in einer Droschke nach Hause gefahren habe. Ein vierter wieder, wie Gregory einmal für einen Freund Läuferdienste tat, indem er eine Schrift des Freundes von einem Professor zum anderen trug. Ein fünfter schilderte mir genau die Helferwerkzeuge, die der Helfer stets mit sich in seinen Taschen trug: „Bindfaden, ein kleiner Hammer, Schraubenzieher, französische Schraubenschlüssel, Nägel, Schere und Verbandstoff, damit er, wenn irgend ein Unglück auf der Straße mit einem Menschen, einem Tiere oder einem Wagen geschähe, sofort hilfsbereit beispringen konnte". So sprachen fast alle in tiefer Dankbarkeit und Verwunderung von ihm.

Aber einige wenige knüpften an ihre so freundlichen Mitteilungen auch einige Gedanken, die ich hier widerlegen möchte. Sie sagten mir etwa wohl: „Es war ja alles sehr gut, was Gregory tat, aber er war eben ein Amerikaner, und Amerikaner kennen keine Standesunterschiede; uns geborenen Deutschen liegt mehr Zurückhaltung im Blute." Das ist ein billiger

und zugleich gefährlicher Gedanke, der mit wenig Anstrengung und sehr viel Grausamkeit sehr wertvolle Keime vernichten kann. Mit einem ähnlichen Gedanken ist es jetzt in Deutschland bei vielen Gebildeten Sitte geworden, Tolstois starke und ernste Verpflichtung an unser Herz mit dem schnellen Worte beiseite zu schieben: er war ein Russe, Rußland beendet eben erst sein Mittelalter, Tolstoi hat uns Deutschen nichts zu sagen. Wer so spricht, will einen Pfeil ablenken, den Gott auf sein Herz schießt. Aber er ist schon getroffen.

Der andere Gedanke, der mir manchmal entgegentrat, wurde etwa in folgende Worte gebracht: „Gregory war ein guter Mann, aber oft geriet seine Hilfsbereitschaft ins Lächerliche, denn er hatte gar kein Gefühl dafür, wie seltsam das aussieht: ein Mann, ein Professor, der einen Handwagen schiebt ..." Zunächst gestehe ich, daß es mir, als ich ähnliches sah, viel eher wie Tränen im Halse aufstieg als wie Lachen, einfach deshalb, weil ich ergriffen war, daß so ein Mann lebte und so die Nachfolge Christi übte und ich ihn sehen durfte: den Helfer, den „Heiligen", wie man früher gesagt hätte. Dann aber will ich an eins erinnern: wie unsagbar lächerlich müßte dann jenen auch die Fußwaschung Christi sein. Wer dieses Geschehnis bedenkt, müßte erst recht darüber spotten, daß Jesus die schmutzige niedere Sklavenarbeit „in übertrieben lächerlicher Weise" verrichtet hat. Denn Jesus hat diesen Dienst nicht deswegen getan, damit ihn später Papst und König mit einem seidenen Schwämmchen behutsam an reingewaschenen Füßen alter Männer als Staatsakt nachahmten, sondern er hat den Jüngern aus seines Herzens Freundlichkeit heraus,

als Freund den Freunden, in Hilfsbereitschaft schlicht gedient. „Ein Beispiel" hat er uns gegeben, daß wir dem Nächsten tun sollten, wie er getan hat.

Das hohe Vorbild Gregorys steht aufrecht und rein vor uns und verpflichtet uns ernst und heilig zu gleicher Liebe, zu gleicher Tat, zu gleichem Helfertum. Vor dieser starken Verpflichtung rettet uns kein Gedanke. Gott in uns zwingt uns dazu, zu helfen, wie Christus half, zu handeln, wie Gregory Christus nachfolgte. Gott in uns ist es, der uns treibt, Gott wird uns auch Kühnheit und Kraft dazu schenken.

3. Der Lebensneugestalter.

In dem altchristlichen Buche „Der Hirt" des Hermas wird von sieben Frauen, die den Turm, die Kirche tragen, nach Gregorys Übersetzung folgendermaßen erzählt: „Die erste von ihnen, die ihre Hände faltet, heißt Glaube. Die nächste, die gegurtet ist, und die sich stramm in Zucht hält, heißt Selbstbeherrschung. Diese ist die Tochter des Glaubens." Gregory war in jeder Hinsicht ein Mann der Selbstzucht, und seine Selbstzucht entsprang aus seinem Glauben an Gott, der dem Menschengeiste ernsten sittlichen Grund verleiht. Während die meisten Menschen ihr äußeres Leben formlos führen, mehr gelebt werden als leben und sich nie Gedanken über des Lebens Grundlagen, über Essen und Trinken, Kleider und Schuh und Schlaf und Bewegung machen, gehörte Gregory zu den Männern, die ihr Leben aus ihren Grundgedanken heraus rein aufbauen wollen, zu den „Reformern", oder, um das unschöne, leicht und sektenmäßig klingende Wort zu umgehen: zu den Lebensneugestaltern. Er hat vielen, die mit ihm zusammenkamen, erstmals die Augen darüber geöffnet, daß es eines Mannes Zier sein müsse, auch sein äußeres Leben fest in die Hand zu nehmen wie ein Rosselenker sein edles Roß oder, um mit Bruder Franziskus zu reden, wie ein Müllerbursche seinen Esel.

Es war Gregorys Freude, seinen Leib so ganz zum Werkzeug seines Willens zu machen, daß er ihm jederzeit treuestens gehorchte, seinen Körper durchaus zum leistungsfähigsten und ausdauerndsten Diener seines Geistes zu bilden. In seiner Jugend hatte ihn der Körper oft allzusehr beherrscht. Er litt damals an schwerem Kopfschmerz, und kein Arzt konnte ihn mit Medizinen heilen. Die Ärzte hatten ihm auch geraten, mehr zu essen, aber auch dieser ihr Rat hatte nichts genützt. Beim Versuch, sich selbst zu helfen, hatte er bald sein Haar ganz kurz geschnitten, bald ganz lang getragen, ohne irgendwie Linderung zu spüren, und durch das Mehressen schien ihm der Schmerz nur noch schlimmer zu werden. Schließlich kam er, angeregt durch Bücher neuerer Lebensgestaltungskunst, nach Jahren des Versuchens dazu, zu glauben, Krankheiten entstünden nicht dadurch, daß wir zu wenig essen, sondern dann, wenn wir „zuviel in den Körper hineinplumpen". Frische Luft, und zwar das zehnmal, und Wasser, dazu gesunde Pflanzenkost, nährsalzreich, und den Magen nie überladen, von Zeit zu Zeit aber eine Fastenkur und ein tüchtiger Marsch: das hat ihn geheilt und ihn von seinem schweren Kopfschmerz befreit. Wenn er später einmal wieder von Kopfschmerzen bedroht war, setzte er sich auf die Eisenbahn und fuhr vierter Klasse nach Halle, dann ging er um den Bahnhof herum und zu Fuß nach Leipzig zurück, das sind über sechs Stunden Wegs, und wenn er dann bis Schkeuditz-Lützschena gekommen war, fühlte er sich gesund.

Seine täglichen Speisegewohnheiten waren durch seine Erfahrungen und Gedanken bestimmt und offen-

barten seine Selbstzucht auch in diesen Dingen, denen leider die meisten Menschen, hochmütig nur im Geiste lebend, noch zu wenig Nachdenken widmen. Frühmorgens vermied er, seinen Magen mit heißem Kaffee zu überfallen. Statt dessen trank er Milch, die er zu jeder Zeit sehr gern genoß. Oft aber frühstückte er überhaupt nicht und trat nüchtern in aller Morgenfrühe seinen Marsch in die Stadt an. Ein zweites Frühstück nahm er ebensowenig zu sich wie Kaffee oder Tee nach Tisch. Er aß oft nur zweimal des Tages, mittags und abends. (Kant aß sogar nur einmal am Tage und war doch auch ein großer Mann!) Mittags genoß Gregory sein mitgebrachtes Vollkornbrot, vielleicht mit einigen Früchten, etwa einer Handvoll Backpflaumen oder Äpfeln oder Feigen, auf seinem Arbeitszimmer, dem Dozentenlesesaal in der Universitätsbibliothek. Abends gegen sechs Uhr speiste er dann warm zu Hause. Das war seine Hauptmahlzeit.

Er vermied dabei Fleisch, war also „Vegetarier“, doch ohne allen Übereifer seiner Familie gegenüber. Einmal fühlte er, was einwandfrei festgestellt ist, daß Fleischgenuß den Körper ermüdet, laß und willensschwach macht. Zweitens hatte er aus den Marschdauerleistungen der Vegetarier gelernt, daß der Körper ohne Fleischgenuß am leistungsfähigsten ist. Das war es vor allen Dingen, was ihn zur Meidung des Fleisches bewegte. (Ich meine außerdem, daß unsere Schlachthauskultur zweifellos keinen Zustand christlicher Liebe und göttlicher Allerbarmung darstellt, sondern rohe herzlose Nutznießung zum Eigenleben bestimmter Gottesgeschöpfe.)

Gregory hätte den Bericht des altchristlichen

Schriftstellers Euseb über Jakobus, den Bruder Jesu, auf sich anwenden können, nach seiner Übersetzung: „Dieser war heilig von Mutterleib an. Er trank nicht Wein und Bier, noch aß er Fleisch.“ Daß Gregory von Jugend an von seiner Mutter gleichsam gottgeweiht war, hörten wir schon. Auch der Satz im Berichte Eusebs: „er trank nicht Wein und Bier“ stimmt auf Gregory. Wenn er seinen Leib zum vollkommenen Werkzeug seines Geistes machen wollte, so durfte er Rausch- und Reizgetränke nicht genießen, die dem Willen die Zügel über den Körper entreißen und ihn nach schnell vorübergehender Aufstachelung schwächen. Es ist nicht einmal für Lastkutscher angebracht, Rauschgetränke zu genießen, am allerwenigsten aber für Geistesmenschen, deren Gehirn allstündlich vollkommen frei und gespannt sein muß, und es ist unverständlich, wie sie „Alcoholica“ genießen können. Bier und Wein genoß er nur scheinbar, zum Anstoßen mit anderen in Gesellschaften. Auch Reizgetränke wie Kaffee und Tee vermied Gregory strengstens. Nur im Felde genoß er einmal notgedrungen Kaffee mit der Bemerkung, daß das seine erste Tasse seit 25 Jahren sei; aber der Feldkaffee kann wohl kaum noch ein „Reizgetränk“ genannt werden. Daß Gregory auch nicht rauchte, braucht nach alledem wohl nur noch kurz als selbstverständlich festgestellt zu werden. Das allgemeine Menschenrecht auf reine Luft ließ er sich nie verkürzen, wenn etwa jemand im Nichtraucherabteil rauchen wollte. Kam ihm doch einmal die Lust nach Reizmitteln, so aß er Süßigkeiten und Kuchen. Ungeblauter Zucker war sein Lieblingsleckerbissen. Und Honig liebte er wie ein Bär.

So hatte er seinen Körper vollkommen giftfrei erzogen und aufgebaut, und er bemühte sich, ihn spannkräftig und geschmeidig zu erhalten. Er turnte und war tätiges Mitglied des Akademischen Turnvereins. Mit seinen zwei Zehnpfundhanteln übte er jeden Abend vor dem Schlafengehen. Seine täglichen Märsche von zu Hause nach der Bibliothek und umgekehrt, jeder eine knappe Stunde früh und abends, waren ihm willkommen als körperliche Ausarbeitung. Er verfügte über gewaltige Körperkräfte, die niemand in seinem schmächtigen Körper vermutete, der sich nicht selbst davon überzeugen konnte. Er hätte ja auch nicht noch als Siebzigjähriger Felddienste leisten können, wenn nicht sein Körper so tüchtig geübt gewesen wäre. So aber besaß er etwas von der Geschmeidigkeit, Unermüdlichkeit und dem Falkenblick des Indianers, wenn er von den Weißen noch unverdorben ist. Von den Indianern, die er in Amerika kennen gelernt hatte, erzählte er mir, daß sie wohl da drüben über dem Leipziger Augustusplatz noch die Aufschrift des Buches im Schaufenster erkennen und sechsmal um die Stadt gehen könnten, ohne zu ermüden.

Auch über die Hülle seines Körpers, über Kleider und Schuh, hatte Gregory seine eigenen Gedanken. Selbst diesen von unserem Denken oft vernachlässigten Teil unserer Lebensgrundlagen gestaltete er sich neu und eigenartig. Seine Schuhe waren nicht schön im Sinne der Mode, aber sie besaßen Werkschönheit: breite, starke, etwas unförmige Halbschuhe, dauerhaft und bequem, für Straßenpflaster, Landstraße und andauernden Marsch gemacht.

Seine Kleidung war merkwürdig durch seine große

Vorliebe für Taschen. Er trug in Hose und Weste je sechs Taschen, im Rock zehn oder elf, das sind zusammen bald zwei Dutzend. Sie mußten immer so groß als möglich sein. Die Taschen waren sein Steckenpferd, und sein Schneider konnte ihm eine große Freude machen, wenn er ein Fleckchen an seinen Kleidungsstücken entdeckte, wo noch eine Tasche anzubringen war. Alle Taschen hatte er „vollgepfropft“, wie er wiederholt selbst sagte, und ich weiß zum Beispiel noch, wie er mir zeigte, daß er vorn in der Uhrtasche der Hose das kleine Neue Testament trug. Er selbst sagte, seine Kleidung sei weiter nichts als ein Bündel zusammengenähter Taschen. Einen Wintermantel hat Gregory nicht besessen, nur in der strengsten Kälte zog er einen leichten Sommermantel an. Früher trug er nur Gehröcke, erst später ging er dazu über, im Sommer auch leichte Röcke zu tragen. Gregorys Kleider trugen alle in eigenartiger Weise den Stempel dinglicher Werkschönheit an sich. Allerdings schreibt er einmal, „daß meine Kleider sowohl meine Frau als auch meinen Schneider entsetzten, daß mein Schneider behauptete, meine Kleider seien nur ein Komplex von zusammengenähten Taschen, die ich ohne Rücksicht auf das Aussehen vollrammelte“. Aber durchdacht, neu aus dem Geiste aufgebaut war auch hierin sein Leben. Einen Hut trug Gregory in den letzten Jahren nie, höchstens in der Hand, meistens zusammengerollt in seiner äußeren Brusttasche. „Natürlich hieß es an jeder Bahnsteigsperre: „Erlauben Sie, der Herr hat seinen Hut vergessen.“ Freunde, die mit ihm gingen, mochten darüber in Verzweiflung geraten. Er keineswegs.“ Jedenfalls hat Gregory stets die frische Luft um seinen

Kopf gespürt, und seine Kopfnerven sind gekräftigt worden. Gregory trug auch, wie wir hörten, kaum einen Mantel. Gute dicke warme Handschuhe ersetzten ihm bei sehr kalter Witterung den Überzieher. Man wird auch hier bei einigem Nachdenken und bei steter Beobachtung seines Körpers finden, daß der Körper beim strammen Gehen allein durch seine Bewegung genügend erwärmt wird und der Mantel nur eine übermäßige Last ist. Bei Regenwetter trug er allerdings einen großen, etwas unförmigen Professorenschirm, aber nicht der Nässe wegen, sondern nur, damit seine Brille nicht undurchsichtig würde.

Zur Selbstzucht gehörte für Gregory die gewissenhafte Führung eines Tagebuches. Er führte sein Tagebuch nicht gefühlig oder dichterisch, sondern wissenschaftlich. In dem starken Quartbuche, das er dazu seit Jahren brauchte, waren für jeden Tag nur zwei enge Zeilen bestimmt. Zuerst verzeichnete er, nach der Angabe des Wochen- und Monatstages, den Ort, wo er übernachtet hatte, dann die genauen Zeiten seines Aufstehens und Zubettgehens, zuletzt ganz knapp die Tagesereignisse, etwa so: „Dienstag 7. 7. 10. Leipzig. Aufgestanden 4,02 Vm. Kolleg 7/8 Vm. Bibliothek, Briefe an Curtiß, Nestle, Dobschütz. Weiter am Katalog der Minuskeln. Zu Bett 8,04.“ So konnte er noch nach Jahrzehnten einen beliebigen Tag seines Lebens überblicken.

Es wird auffallen, daß er die Zeiten seines Schlafes aufschrieb. Aber er legte viel Wert auf Schlaf, da tiefer Schlaf, wie er mit Recht meinte, die beste Nervenkraft schenkt und die Nerven am besten heilt. Schlaf hat Heilkraft. Wenn er konnte, ging er früh zu Bett,

oft schon um 7 Uhr, mit den Hühnern, vor allem in späterer Zeit, als er sich vom politischen Leben zurückgezogen hatte. Früh stand er aber auch auf, oft schon um 3, um 4 Uhr. Er hielt es für ein gutes Mittel der Selbstzucht, über die Zeiten seines Schlafes zu wachen und darüber Rechnung zu führen.

Sein Tagebuch schrieb er mit der winzigen, genauen und schönen Schrift, die ihm eigentümlich war und die mit zu seiner Selbstzucht gehörte. Sie sah wie gestochen aus. „Ich schreibe", berichtet er, „gern und am raschesten in winzig kleinen Buchstaben." „Ich schreibe auf die eine Seite eines Viertelbogens, 21 × 16,3 Zentimeter, 1200 oder auch 1700 oder 1800 Worte." Man wird befürchten, eine so kleine Schrift habe die Augen verderben müssen, aber das war nicht der Fall. Ich habe die 300 Seiten seines Feldtagebuches ohne Ermüdung gelesen, denn nicht kleine Schrift an sich strengt an, sondern nur unklare, verwischte und schlecht beleuchtete Schrift ermüdet das Auge. Früher schrieb Gregory die lateinische Schrift, die ihm bei seinem Verkehr mit den Gelehrten aller Völker entschieden Vorteil brachte. Dann aber, seit längeren Jahren schon vor dem Kriege, bekannte er sein Deutschtum auch in der Schrift. Seine Schrift war nicht etwa schulmäßig glatt und nichtssagend schön, sondern sie hatte ihre eigene Prägung, auch wieder ihre Werkschönheit. Der große Meister sittlicher Weisheit, sittlicher Herzenspflege, der wie kaum einer Gefühl für echte Werkschönheit hatte, John Ruskin, hat Gregorys Schrift einmal in entzückender Weise anerkannt. Als Gregory 1886 mit seiner jungen Frau kurz nach der Hochzeit, die in Amerika

gefeiert worden war, über England nach Deutschland zurückkehrte, besuchten sie beide Ruskin, mit dem Gregory schon seit längerer Zeit befreundet war. Da entdeckten sie zufällig, daß Ruskin einen Brief Gregorys eingerahmt an einem Büchergestell aufgehängt hatte. Es war ein kurzer Brief, eine Seite lang, der keineswegs inhaltlich sehr wichtig war. Aber Ruskin sagte: „Dieser Brief ist als Brief, was das Gebet des Herrn als Gebet ist, ein Vorbild. Anrede, Einleitung, Inhalt, Empfehlung, Ergebenheitsausdruck, Unterschrift — alles ist vertreten, knapp, aber gut im Verhältnis und vollendet. Das Schriftbild entspricht dem Inhalt: schlicht, ebenmäßig, schön. Das Ganze eine köstliche Miniatur." Der Brief schien ihm so vollendet, daß er einen künstlerisch sittlichen Genuß empfand, zugleich aber auch den Mann hochschätzen mußte, der solch ein Ding rein und schön herstellen konnte.

Wer Gregory im Leben kannte, und wer ihn jetzt noch aus diesen paar armen Seiten kennen lernt, die Gottes Ehre in einem edlen Menschenleben schildern wollen, der wird das Leben dieses Lebensneugestalters in seiner zuchtvollen geistgeleiteten Reinheit als einen sittlichen Genuß empfinden, der zugleich adelt und verpflichtet.

4. Der Freund des Einen Buches.

„Das Wichtige für den Christen ist, daß er wünschen muß, sein einziges großes Buch in den besten möglichen Zustand gebracht zu sehen. Es ist sonderbar, einen Menschen zu sehen, der sich eifrig darum bemüht, das neueste und beste elektrische Licht zu haben, dem es aber völlig gleichgültig ist, ob er den besten Text in seinem Neuen Testamente habe oder nicht,“ schreibt Gregory. In wem einmal diese Frage sorglich aufgestiegen ist, der wird sich vielleicht doch zuerst wundern, daß Männer ihre ganze Lebensarbeit, Gregory fast fünfzig Jahre, der Aufgabe gewidmet haben, das Eine Buch der Christen nach seinem treuesten Urwortlaute festzustellen. Ja, wenn wir die ersten Niederschriften der Jünger und Apostel besäßen, dann wäre es leicht. „Es kommt uns so vor,“ schreibt Gregory, „als ob die Jünger Täfelchen bei sich tragen, und jede Äußerung Jesu aufs genaueste sofort von seinem Munde her hätten niederschreiben sollen. Zum wenigsten wäre eine Aufzeichnung am Schluß des Tages im Nachtquartier zu erwarten gewesen.“ „Die Phantasie muß sich solcher Vorstellungen entledigen. Sie muß nach Palästina eilen und mit Jesus und seinen Jüngern die steinichten und felsigen Pfade durchmessen. Sie muß sich die brennende Hitze, den schwer zu löschenden

Durst gefallen lassen. Wenn sie dann abends in einem Khan oder in einem bekannten Privathaus oder an einem Lagerplatz im Freien ankommt, wird gewiß auch die leichtgeschürzte Phantasie nur für zwei Gedanken Raum haben: ein wenig zu essen, und dann rasch sich zur Ruhe zu legen. Früh, wo die kühle Luft sie weckt, wird sie an den ihr vorliegenden Weg, an ihre Tagesreise denken. Sie wird sich beeilen, soweit wie möglich bei Morgenkühle vorwärts zu gelangen. An das Schreiben wird sie nicht so bald denken."

Die Urschriften des Einen Buches sind uns alle verloren gegangen. Zudem legten die ersten Christen nicht den geringsten Wert auf Bücher. „Eins nahm ihre Gedanken in Anspruch: Es wird bald Himmel sein! Sie meinten nicht, daß diese Erde noch einen langen Mietsvertrag hätte. Könnten wir uns vorstellen, daß etwa einer von ihnen gesagt hätte: ‚Ich will ein dickes Buch schreiben,' so müßten wir uns auch denken, daß sein Bruder sofort sagte: ‚Wozu das? Die Posaune wird erschallen, ehe du halb fertig bist.' Wir werden auch kaum mehr erwarten dürfen, Urschriften der Jünger und Apostel im trockenen ägyptischen Sande oder in römischen Katakomben zu finden. Gott ließ diese Bücher von Menschen schreiben. Und sobald jedes Buch seiner Zeit gedient und seinen Tag verlebt hatte, ließ er es wie jedes andere vergängliche menschliche Gemächte spurlos verschwinden. Er sah nicht auf das Vergängliche, sondern auf das Ewige."

Statt der Urschriften, die uns verloren gegangen sind, müssen wir also auf die alten Handschriften zurückgehen, die vor der Erfindung des Buchdrucks das

Neue Testament überlieferten. Es wird demnach eine erste Aufgabe der Gelehrten sein, alle diese Handschriftenbände oder -bruchstücke erst einmal zu entdecken und zu sammeln. Ist das geschehen, werden sie alle nach ihrem Alter untersucht werden müssen. Da den meisten das Jahr ihrer Entstehung nicht beigeschrieben steht, wird diese zweite Aufgabe große Kenntnis der Pergament-, Papier- und Schriftgeschichte erfordern. Sind alle Handschriften ihrem Alter nach geordnet, so werden ihre mannigfaltigen Verschiedenheiten im Wortlaut untersucht und verglichen werden müssen. Dann viertens erst wird man versuchen können, aus allen den Handschriften und ihren Verschiedenheiten den besten ältesten sichersten Wortlaut herzustellen.

Daß das eine Aufgabe für ganze Geschlechter von Gelehrten ist, erhellt mit einem Schlage daraus, daß noch im letzten Jahrhundert mehrere hundert Handschriften, darunter manche älteste, neu entdeckt werden konnten, daß man bis jetzt etwa 4030 Handschriften des Neuen Testaments in der griechischen Ursprache zusammengebracht hat, daß diese 4030 Handschriften aber wieder bei über 300 Besitzern in über 300 Bibliotheken, Klöstern, Museen aller Herren Länder aufbewahrt werden, und daß diese 4030 Handschriften bei ihren über 300 Besitzern etwa 50 000 oder mehr Verschiedenheiten im Wortlaut aufweisen. Wie nun den einen besten Wortlaut herausfinden? Man könnte erschrecken vor dieser Aufgabe. Gregory hat seine Lebensarbeit an ihre Erfüllung gesetzt.

Es ist auch möglich, daß nun ein Christ, der dieses hört, versucht sein könnte, über diesen verworrenen

Zustand Leid zu tragen. Er könnte klagen: wenn dieses sich so verhält, dann ist alle Sicherheit umgestürzt. Dem ist nicht so, denn im großen und ganzen steht unser Eines Buch fest. Aber wir werden auch für das Einzelnste Sicherheit verlangen müssen. „Die Wahrheit allein ist die Seelenheimat. Nur dahin zurückkehrend, findet die Seele Ruhe. Die Wahrheit ist eine." So Gregory. Und wenn wir mit diesem Wahrheitssuchen nur Ehrfurcht vereinen, werden wir Gottes Wege wandeln. „Eine ehrfurchtsvolle Haltung ist bei jeder wissenschaftlichen Untersuchung über die Werke Gottes angezeigt und für den Gebildeten selbstverständlich, wären auch nur Felsen und Pflanzen in Frage. Wieviel mehr ist eine solche Haltung am Platz, wo es sich um die Bestimmung des Menschen und um Gottes Gedanken über ihn handelt, wo wir es mit dem Geist und mit der Wahrheit zu tun haben."

Gregorys Lebensarbeit war, nächst dem Dienst an den Brüdern und der Nachfolge Christi, die er so herrlich übte, die Arbeit an jenem Einen Buche aus herzlicher Verehrung zu ihm.

Seine erste Aufgabe bestand darin, erst einmal alle die Handschriftenbände und -bruchstücke vollständig zu entdecken und zu sammeln. Das konnte er nur, wenn er keine Mühe scheute, um die über 300 Bibliotheken aller Länder zu bereisen, in denen die Handschriften liegen. Das tat er denn auch unermüdlich auf etwa zwölf großen Reisen, deren eine ihn einmal 16 Monate in Anspruch nahm. Er reiste nicht nur nach allen geordneten Ländern, sondern auch nach den schwer zu erreichenden Klöstern auf dem Sinaigebirge, auf der

Athoshalbinsel und auf der Insel Patmos. Um sich mit allen den Tausenden von Bibliothekaren, Mönchen und Gelehrten verständigen zu können, diente ihm vor allem das Lateinische. Außerdem mußte er aber noch Arabisch, Armenisch, Dänisch, Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Neugriechisch, Niederländisch, Rumänisch, Russisch, Schwedisch, Spanisch, Türkisch, Ungarisch im Notfalle sprechen können. Er lernte, außerordentlich sprachbegabt, das, was er von einer Sprache nötig hatte, in wenigen Wochen, meist unterwegs auf seinen großen Wanderungen, das Wörterbuch in der Hand. Kein Mensch von gestern und heute hat so viele Handschriften des Einen Buches gesehen und bearbeitet, wie Gregory. „Kein Neutestamentler", schreibt einer seiner Fachgenossen, „darf sich rühmen, auch nur von ferne so viele Handschriften des Neuen Testamentes mit eigenen Augen gesehen zu haben, wie er." Etwa zwei Drittel aller überhaupt vorhandenen Handschriften hat er durchgesehen und bearbeitet, mehrere Hundert zum erstenmal beschrieben und verglichen, viele von jahrhundertelangem Staub und Schmutz gereinigt, viele überhaupt neu entdeckt. Im Jahre 1886 entdeckte Gregory in einer Woche auf dem Berge Athos in einem Kloster drei wertvolle Großhandschriften. Unter Großhandschriften versteht man alte Handschriften mit großen Buchstaben, ALS OB WIR SO SCHRIEBEN. Niemand kannte aber insbesondere die Kleinhandschriften, mit kleinen Buchstaben und aus jüngerer Zeit, so genau und hat soviel für ihre Aufhellung getan, wie Gregory. Eine besondere Schwierigkeit entsteht immer dann, wenn eine Handschrift verschiedene Besitzer hat,

was öfters vorkommt. Ein gewissenloser Händler oder Mönch hat sie vielleicht blattweise einzeln verkauft oder verzettelt. So gibt es eine Großschrift, „Hp" genannt, von der sind 22 Blätter in Paris, 8 auf dem Athos, 3 in Moskau, 3 in Petersburg, 3 in Kiew und 2 in Turin. Wir ahnen jetzt wohl einigermaßen von ferne, wie treue und schwere Arbeit unser Freund des Einen Buches in seinem Leben geleistet hat.

Wenn möglichst alle Handschriften entdeckt und gesammelt sind (aber jeder Tag kann neue Entdeckungen bringen, es ist wie bei den Sternen am Himmelsgewölbe), dann gilt es zweitens, alle Handschriften nach ihrer Abstammung und ihrem Alter zu untersuchen. Nur in ganz wenigen Fällen steht ja die Jahreszahl beigeschrieben, im allgemeinen kann der Gelehrte nur aus dem Schreibstoff und aus der Schriftart das Alter erkennen. Es soll, versichern die Fachgenossen Gregorys wiederholt, keinen größeren Kenner der alten Schrift gegeben haben, als ihn. Er wußte genau, wie man im 5. oder 10. Jahrhundert in Asien oder in Rom griechische Buchstaben schrieb. Es war einer seiner Pläne, die sein Heimgang verhindert hat, noch ein Buch über alle diese Dinge zu schreiben, eine „Handschriftenkunde des Neuen Testaments". Er hatte sogar die Arten der Liniierung genauestens erforscht, ebenso wie die verschiedenen Weisen, Tonstriche und Satzzeichen in den verschiedenen Jahrhunderten anzubringen. Er war der beste Pergamentkenner und wußte besser als gelernte Pergamentmacher Haar- und Fleischseite eines Pergamentstückes zu unterscheiden. (Pergament ist ja bekanntlich geschabte Tier-, meist Ziegen- oder Schaf-

haut.) Er hatte das Gesetz entdeckt (und es 1885 in einem französisch geschriebenen Büchlein dargelegt), nach dem die alten Buchbinder die Pergamentblätter zusammenhefteten. Und niemand war besser als Gregory über Großschrift, Laufschrift, Schnellschrift, Kleinschrift, über Feder und Tinte, Spalten und Zeilen der alten griechischen Schreiber unterrichtet. In seiner Wohnung blühte eine Papyrusstaude, die hochberühmte Papierpflanze des Altertums, und wie oft hat er uns Studenten die Herstellung des alten Papiers aus den getrockneten und zusammengeleimten Längsschnitten der Stengel erklärt.

Wenn nun aus dem allen das Alter der Handschrift festgestellt ist, gilt es weiter drittens, ihren Wortlaut zu bestimmen. Das ist nicht leicht, denn alte Handschriften lesen ist hundertmal schwerer als ein schöngedrucktes Buch lesen. Einmal kannten die alten Schreiber meist keine Worttrennung, sie schriebenetwaso. Ferner hatten sie eine Menge Abkürzungen, manchmletwaindsrWse (= manchmal etwa in dieser Weise). Es gab auch viele unverständige Abschreiber, die hanebüchene Schreibfehler und Versehen machten, vasettwadansoausiht. In vielen Fällen haben Nässe, Schmutz, Mäusezahn oder Wurmstich die Schrift verdorben und unleserlich gemacht. In anderen Fällen hat man, weil Pergament sehr teuer war, auf die Blätter eines älteren Neuen Testamentes mit verblaßten Buchstaben ein zweites Mal einfach mit recht dicken schwarzen Buchstaben irgendein anderes neueres Werk darübergeschrieben, und nun gilt es, unter den dicken schwarzen neueren Buchstaben die blassen alten zu lesen. Ja manchmal ist eine Seite ganz verloren

gegangen, sie hat aber ihre Buchstaben leise, wie feuchtes Zeitungspapier, auf die gegenüberliegende Seite abgedruckt, die wir noch besitzen, und nun ist es die schwere Aufgabe des Gelehrten, aus diesem blassen Abdruck im Handspiegel die verloren gegangene Seite mühsam Buchstab für Buchstab zusammenzusetzen. Erst wenn alle diese Vorarbeiten geleistet sind, kann der Gelehrte viertens und letztens daran gehen, alle Verschiedenheiten sorgsam und peinlich aufzuzeichnen und aus diesen Zehntausenden von Lesarten den besten ältesten Wortlaut zu bilden.

Gregory ist diese letzte Krönung seiner Lebensarbeit nicht vergönnt gewesen. Sein Heimgang hat ihn verhindert, einen eigenen Wortlaut des Einen Buches zu gestalten. Nachdem er als Vorarbeit in einem Werke eine neugeordnete, mit neuen Buchstaben und Zahlzeichen versehene Liste sämtlicher griechischer Handschriften dargeboten hatte, nicht ohne vorher brieflich gegen 100 Fachgenossen um Zustimmung zu bitten, sandte er in seiner großen Bescheidenheit eine Anfrage an etwa 400 Gelehrte der ganzen Welt, um ihre Vorschläge für eine große internationale Ausgabe des griechischen Neuen Testaments zu hören. „Und dieser Gedanke", schreibt ein Fachgenosse, „war um so ersprießlicher, als eben in den letzten Jahren das mit fast verschwenderischen Mitteln ins Werk gesetzte gleiche Unternehmen des Berliner Professors Hermann Freiherr von Soden sich als den größten bis jetzt erreichten Fehlschlag erwies." Niemand war zu einem solchen Plane geeigneter, niemand konnte bescheidener und aufmerksamer an ein solches Werk herantreten, niemand war besser dazu geschickt, ein

solches Gewebe aus Fäden aller Länder und Völker zu spinnen, als Gregory. Denn er war durch diese Umfrage an die Fachgelehrten der ganzen Welt eine Art „neutestamentlicher Zentralstelle" geworden, an die alle Gelehrten ihre neuen Entdeckungen alsbald berichteten. Gott aber hat ihn heimgerufen, ehe das Werk vollendet war. Wer wird das große heilige Werk nun bauen, nach den von den Gelehrten der ganzen Welt anerkannten Gesichtspunkten, die Gregory aufgestellt und vorgeschlagen hat?

Obwohl er das neue Ziel klar vor Augen sah, hat Gregory doch dankbar die Arbeiten seiner Vorgänger, die er gründlich prüfte, anerkannt. Die großen Ausgaben, die Tischendorf 1869—72 und zusammen Westcott und Hort 1881 (nach 28jähriger Arbeit daran) der Welt geschenkt hatten, fanden Gregorys dankbare Bewunderung. Aber die angewachsene Zahl der Zeugen und die neuen Erkenntnisse verlangten doch eine neue große Ausgabe. Bis jetzt schienen ihm vor allem Westcott und Hort, die beiden gelehrten Engländer, den besten Wortlaut gegeben zu haben. Beide verehrte er sehr als Gelehrte und als Menschen. Er schreibt über sie: „Hort war ein großer Mann, und er war in jedem Augenblick ein ganzer Mann, ob er sich um die an Scharlach leidenden Kinder in seiner Dorfgemeinde bemühte oder ob er sich mit der Übersetzung des Platon befaßte, ob er eine neue Pflanze entdeckte und beschrieb oder ob er einen vergessenen Satz aus einem Kirchenvater herausholte, ob er in seiner Studierstube mit einer Textüberlieferung sich beschäftigte oder ob er auf der Spitze der Jungfrau die umliegenden Berge zu erspähen sich bemühte.

5*

Seine Interessen lagen in der Wissenschaft und in der Andererschaft, in einem tätigen Altruismus. Er erforschte die Dinge und die Personen, die Gott geschaffen hat, und vergaß nur eines dabei, sich selbst." Ich kann diese Worte nie lesen, ohne sie auf Gregory selbst zu beziehen. Und über Westcott findet er folgende Sätze: „Er ging seinen Weg und diente seinem Schöpfer, seinem Geschlechte, seiner Kirche, seinen Freunden, jedem Menschen, dem er nahte, mit ganzer Kraft. Er hat geradezu Enormes geleistet. Sein Briefwechsel allein war genug, um eine gewöhnliche Lebensaufgabe zu bilden. Er hat nicht nur Vertrauen zu Gott, sondern auch fast unbeschränktes Vertrauen zu den von ihm begegneten Menschen gehabt. Er traute jedem das Beste zu, nahm von jedem an, daß er das Beste wollte. Auf diese Weise hat er manchem dazu geholfen, in richtigem Selbstvertrauen Gutes zu leisten, statt in selbstpeinigender Schwäche untätig zu bleiben. Seine Schriften werden sein Gedächtnis noch lange erhalten, und sein Gedächtnis wird seinem Lande zum Heil."

Es wird nun noch Anteil finden, wenn wir kurz einige der wichtigsten Ergebnisse der Lebensarbeit Gregorys für den Wortlaut unseres Einen Buches schildern. Der Schluß des Markusevangeliums, Markus 16, 9—20, ist unecht und gehört nicht in den Wortlaut, sondern unter den Strich. Er ist später von einem gewissen Aristion hinzugefügt. Der echte Schluß ist früh verloren gegangen. Die ältesten Handschriften schließen schroff mit den Worten Vers 8: „denn sie fürchteten sich". Den echten Schluß fand Gregory am 26. August 1886 im Athanasiuskloster auf dem Athos. Er lautet wörtlich: „Und alles das, was ge-

drängt denen um Petrus mitgeteilt wurde, verkündeten sie. Und nach diesem erschien auch Jesus selbst; vom Osten bis Westen schickte er durch sie die heilige und unvergängliche Predigt des ewigen Heils. Amen. (Und dies kommt auch vor, nach dem 'Denn sie fürchteten sich'.)" Unecht sind ferner die beiden Stellen 1. Johannes 5, 7 und 8: „Denn es sind drei, die Zeugnis ablegen, der Geist und das Wasser und das Blut, und die drei sind eins," und weiter Johannes 7, 53 bis 8, 11, die gewiß schöne und ergreifende Geschichte von der Ehebrecherin. Dies sind nur die drei wichtigsten Unechtheiten, an denen jeder Zweifel ihrer Unechtheit ausgeschlossen ist.

Aus der Fülle der vielen anderen wertvollen Ergebnisse mögen ebenfalls nur drei hier angeführt werden. Eine mailändische Handschrift des 12. Jahrhunderts, Nummer 346, löst die Frage nach Jesu Geburt in Matthäus 1, 16 sehr einfach, indem sie schreibt: „Joseph, dem die Jungfrau Mariam verlobt war, erzeugte Jesus, genannt den Christus." Die Kleinschrift 1322 aus dem 11. Jahrhundert enthält ein Bild, das den Evangelisten Johannes darstellt, wie er seinem Jünger Prochorus das Evangelium in die Feder einspricht. Johannes weist auf die Hand Gottes, die sich aus der Wolke hervorstreckt, und sagt zu Prochorus: „Sohn Prochorus, was du von mir hörest, das schreibe!" Dies Bild unterstützt die alte, jedenfalls richtige Überlieferung, nach der der alternde Johannes sein Evangelium einem Schreiber und Schüler eingesprochen hat, und das „Byzantinische Malerbuch" hat darnach die Bildtafeln anzufertigen empfohlen. Zuletzt noch etwas Lustiges. Ein Abschreiber, der geistlos und

schläfrig abschrieb und nicht bei der Sache war, brachte in Kleinschrift 109 vom Jahre 1326 die Namen in der Geburtsliste Lukas 3 heillos durcheinander und scheute sich nicht, Gott ruhig als den Sohn Arams und Phares als den Schöpfer der Welt zu behaupten.

Zwei Handschriften hat Gregory besonders bearbeitet. Einmal eine Großschrift des 4.—5. Jahrhunderts, die der frühere Eisenbahnmann und Fabrikant Herr Freer aus Amerika 1907 von einem ägyptischen Händler Ali Arabi erwarb. Diese wertvolle Handschrift enthält ein bisher unbekanntes Wort Jesu zwischen Markus 16, Vers 14 und 15. Die eingeschobenen Worte lauten nach Gregorys Übersetzung: „Und jene entschuldigten sich, indem sie sagten: Dieses Zeitalter der Gesetzlosigkeit und des Unglaubens ist unter Satan, der nicht gestattet, daß die durch die Geister verunreinigten Dinge (= Wesen) die wahre Macht Gottes ergreifen. Deswegen offenbare du jetzt deine Gerechtigkeit, sagten jene zu Christo. Und Christus sagte zu jenen: Die Grenze der Jahre der Macht Satans ist erfüllt. Doch nahen andere Schrecklichkeiten (oder: doch naht die Wahrheit). Und für die, die sündigten, wurde ich dem Tode hingegeben, damit sie zur Wahrheit wiederkehren und nicht mehr sündigen, damit sie die geistliche und unverwesliche Herrlichkeit der Gerechtigkeit, die im Himmel ist, ererben."

Ferner gab Gregory mit Unterstützung einer russischen Dame, einem russischen Großfürsten gewidmet, gemeinsam mit einem deutschen evangelischen Pastor am Zarenhofe Gustav Beermann, eine Großschrift heraus, die, etwa im 7. oder 9. Jahrhundert in Armenien geschrieben, nach einem früheren Aufenthaltsorte

„Coridethi-Evangelium" genannt wird. Im Jahre 1853 war sie zum ersten Male in einem kaukasischen Bergkloster des Heiligen Kerykos und der Heiligen Julitta östlich des Schwarzen Meeres bei dem freien Bergvolke der Swaneten entdeckt worden. Dann verschwand sie wieder und wurde noch mehrere Male neu entdeckt, bis sie der Bischof Kirion nach Tiflis brachte, wo sie Beermann sah. Sie galt bei den Swaneten, die noch in halbem Heidentum dahinlebten, viele ihrer neugeborenen Mädchen noch ermordeten und die Kinderleichen in den Lehmboden ihrer Hütten verscharrten, als Volksheiligtum und wurde von den unwissenden Priestern eifersüchtig gehütet. In äußerster Gewissenhaftigkeit untersuchte Gregory diese Handschrift, aus der er eine Fülle merkwürdiger Beobachtungen erschloß.

Gregorys Wunsch war es, es möchte noch mehr Geld zur Verfügung gestellt werden, damit sich eine ganze Schar von Gelehrten der genauesten Erforschung der alten Handschriften widmen könnte. Sein Wunsch war es, man möchte die alten ägyptischen Städte umsiedeln und ihren Sand durchsieben, damit auch das kleinste kostbare Stück alten Pergamentes und Papieres untersucht werde. Aber trotzdem sind wunderbare Funde, die den Wortlaut des Neuen Testaments umstürzen könnten, jetzt nicht mehr wahrscheinlich, und bis jetzt ist ja auch kaum mehr als ein Achtel des neutestamentlichen Wortlautes zweifelhaft. Sieben Achtel stehen fest. Und fest steht der Geist, den auch die Ewigkeiten nicht überwältigen werden. „Die Wahrheit allein ist die Seelenheimat". Die Wahrheit steht fest. Es ist nur ihr Gewand, das ein wenig im Winde der Zeiten flattert.

5. Der Wanderer.

Wer fruchtbar und kräftig leben will, muß sein Leben in kluger Abwechslung von Zucht und Abenteuer führen. Kette und Freiheit, Schreibtisch und Wanderschaft müssen in jedem tüchtigen Leben einander ablösen, damit das Blut frisch, der Geist jung bleibt. Die geistige Spannkraft Gregorys bis in sein hohes Alter erklärte sich mit zum Teil aus diesem glücklich von ihm durchgeführten Wechsel. Er konnte monatelang bebend wie ein vorwärtsgestoßenes Triebwerk arbeiten; dann aber kamen Tage, wo er irgend etwas Belangloses vornahm, um seinen Geist auszuruhen. Denn eine tatenlose Ruhe kannte er nicht, auch zur Erholung brauchte er geistige oder körperliche Bewegung. Er war wie keiner treu in seinem Berufe, aber wenn die Ferien kamen, trieb ihn die Wanderlust hinaus, sich mit Landschaft, Meer, Gewölk und fremdem Volke zu umgeben. Er liebte das Wort, das ein Frommer um 200 von den Christen schrieb; in Gregorys Übersetzung lautet es: „Sie bewohnen eigene Vaterlande, aber als Fremde, sie nehmen teil an allem wie Bürger und ertragen alles wie Fremde. Jedes fremde Land ist ein Vaterland für sie, und jedes Vaterland ein fremdes Land." In diesem Worte ist Größe und Zauber, es rauscht vorbei und empor wie eine Musik,

man denkt an die Wolken, wie sie dahinziehen im Sturme, dahin, dahin. Auf Gregory paßte das Wort. In seinem Gehen schon lag es wie Meerwind, in den Falten seiner Kleider schien mir der Atem der Völker zu wehen wie der große Zug derer, die wandern, wandern müssen bis zum Vaterhaus.

Aber er war der unermüdliche Wanderer nicht nur aus eigener Lust, sondern um Christi willen, um des Einen Buches willen, dessen Freundschaft er durch sein Leben trug. Seine Lebensarbeit an diesem Einen Buche führte ihn von Aufgang bis Untergang der Sonne durch die Länder, und wir hörten bereits, wie er allein gegen ein Dutzend Sprachen sprechen mußte, um nur in allen diesen Ländern und Inseln, Städten und Klöstern, Wüsten und Bergen und Tälern Brot und Frucht erhalten zu können. Da er selbst mittellos war, woher hatte er das Geld, das offenbar dazu nötig ist, solche weite Reisen auszuführen? Um in Ägypten, Kleinasien, Rußland, Amerika mehrere Male, einmal 16 Monate lang, reisen zu können, braucht auch der genügsamste Mann beträchtliche Tausende! Gregory durfte sich mehrfacher Unterstützungen erfreuen. So dankt er es einmal selber dem weiland Professor der Rechte Albrecht in Leipzig, „aus dessen Stiftung ich mehrere Stipendien erhielt, letztens 1891 zu dem Zwecke, um die Handschriften in Deutschland, Belgien, Holland, Dänemark, Schweden zu erforschen". Auch von Amerika erhielt er mehrfach Reisegelder, und eine russische Dame, ein evangelisches Gemeindeglied von Zarskoje Sselo, ermöglichte ihm die Herausgabe der wertvollen Coridethi-Evangelien.

Aber das Geld trug bei Gregory auch hundert-

fältig Frucht, vielfältig mehr jedenfalls als bei anderen Leuten. Denn da er gewöhnt war, arm zu sein und bedürfnislos zu leben, konnte er von einer erhaltenen Summe, die irgendein Geber für eine Reise berechnet hatte, d r e i Reisen machen oder die eine Reise d r e i m a l so lang ausdehnen. Er reiste dann eben auf dem Schiffsverdeck, der niedrigsten Klasse, mit den armen Pilgern und Auswanderern nach Kleinasien und freute sich dabei herzlich über sie und die Unterhaltung mit ihnen und darüber, daß er sie beraten, ihnen dienen und mit Feder und Wort helfen konnte. Er aß, statt im Hotel, auf der Straße sein Brot, seinen Käse und seine Melonen, die er beim Händler gekauft hatte, und seine Kniee waren sein Tisch, oder er verzehrte in einem arabischen Straßenkaffee einige Früchte. Mit der Bahn fuhr er dann 4. Klasse und lernte dabei mehr vom fremden Volk und seiner Seele kennen als in der 2. Klasse. Am liebsten freilich wanderte er zu Fuß. „Ich habe", schreibt er, „eine angeborene Abneigung gegen das Reisen (im Eisenbahnwagen), es sei denn ein Wandern zu Fuß oder zu Pferd oder zu Rad, wie man es vom Mühlrad und Wasser und Müller lernt." Von „Fußwanderungen von einem Ende Palästinas bis zum andern" berichtet er selbst einmal im Vorübergehen. Er rühmte sich seiner Abenteuer und Erlebnisse nie, er war zu bescheiden dazu, nur ganz nebenbei vernahm man mehr eine Andeutung als eine Ausführung. „Ein langsamer kleiner Dampfer", berichtet er an irgendeiner verborgenen Stelle, „trug mich in wenigen Stunden von Smyrna nach Dikeli (in Kleinasien). Von hier aus ging ich abends zu Fuß fort und erreichte, nach

einer Nacht auf dem Sand, Pergamon um halb sieben Uhr früh" (es sind etwa 35 Kilometer, die Gegend ist die der Siebenstädte der Offenbarung). „Nach einer Nacht auf dem Sand!" Solche Nächte auf dem Sande hat er oft im Morgenlande gehalten, mit einem Stein als Kopfkissen wie einst der Erzvater Jakob. Freilich entdeckte er einmal nach einer solchen Nacht am Morgen Hyänenspuren in der Nähe. „Ich kam nicht mehr zu dem Dorfe, die Dunkelheit brach schnell herein, da legte ich mich auf den Sand und schlief die Nacht unter einem Baume," erzählte er wohl. Ich meine, das kann nur der Mann so ohne weiteres tun, der nicht nur Mut besitzt, sondern auch Frömmigkeit. Gregory wußte, daß sein Leben in Gott geborgen ist, auch auf dem Wüstensande, und er empfahl sich dem, der Hüter um uns stellen kann, und schlief voll Ruhe ein. Nie wieder so als hier habe ich bei Gregory beobachten können, was sein Gottvertrauen für ihn bedeutete. Für solche Wanderungen pries er übrigens eine Gummi- oder Wachstuchdecke, die er gefaltet immer bei sich trug. Des Nachts „auf dem Sande" breitete er sie über sich, damit ihm der Nachttau nicht schaden könne.

Im Jahre 1906, als 60jähriger Mann, wanderte er von Port Said, das am mittelländischen Ausgang des Suezkanals liegt, nach Jerusalem durch die sinaitische Wüste zu Fuß und ganz allein, das sind weit über 300 Kilometer. Neun Tage dauerte die Wanderung, von Suez nach El-Arisch fünf Tage, von El-Arisch bis Jerusalem vier Tage. Er liebte es, im Orient allein zu wandern, und hätte seine Kühnheit beinahe einmal mit dem Leben bezahlen müssen. Es war auf einem einsamen Gange bei Hebron in Palästina, schon

spät am Nachmittag, als er müde und durstig in eine einsam am Wege stehende Araberhütte eintrat und sich Wasser erbat. Die Einwohner nötigten ihn mit aufdringlichen Gebärden zum Dableiben und verstellten ihm sogar die Türe, aber Gregory in seiner Geschmeidigkeit schob sie beiseite und eilte schnell davon. Als er eine Strecke gegangen war, kamen zwei Männer im Trabe hinter ihm her und riefen ihm zu, stehen zu bleiben. Gregory blieb stehen, erwartete die beiden ruhig und erkannte sie als Bewohner der Araberhütte. Sie forderten wütend alle Wertsachen des einsamen Wanderers, aber dieser hatte vorsichtshalber nur wenig Geld mitgenommen. Die Räuber durchwühlten alle seine Taschen und Kleidungsstücke, fanden aber nur die Uhr, zwei Schlafdecken und ein wenig Geld. Darüber war der eine der Räuber so enttäuscht, daß er sein großes Messer zog und Gregory niederzustechen drohte, den anderen Räuber aber hatte Gregory durch sein ruhiges Wesen, seine Freundlichkeit und seinen Blick so gebannt, daß dieser seinem zornigen Freunde abwehrte. Unterdes stand unser Wanderer ruhig und beobachtend da, ohne das geringste Gefühl von Furcht zu haben, und mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgte er jede Miene, jede Bewegung, damit ihm keine Gelegenheit, handelnd einzugreifen, entginge. Bald ließ der Räuber auch ab, ihn zu bedrohen, und sie schieden alle drei friedlich voneinander. Nach wenigen Schritten aber kehrten die Räuber um und gaben dem Wanderer die geraubten Schlafdecken zurück. Sie hatten sich dem gewaltigen Eindruck der Ruhe und des Blickes Gregorys nicht zu entziehen vermocht.

Auf einer anderen Reise langte er eines Abends ermüdet im Katharinenkloster auf dem Sinai an, wo einst Tischendorf die älteste griechische Bibel gefunden hatte. Der Abt, der den Gelehrten aus schlechtem Gewissen unbedingt los sein wollte, ließ ihn nicht ein: es sei schon zu spät, man werde gleich die Abendglocke zum Gebete läuten, und heute könne er sowieso nicht mehr die Bibliothek besuchen. Er sprach noch ein Weilchen mit dem hartherzigen Alten hin und her, schlich sich dann beiseite und übernachtete mit List innerhalb der Klostermauern, ohne daß es jemand bemerkte. Nun war er erst einmal im Kloster, und acht Wochen ist er dort geblieben. Er traf da die beiden gelehrten Zwillingsschwestern, die englischen Damen Frau Lewis und Frau Gibson, die aus einer mühsam zu lesenden Handschrift die alte syrische Übersetzung der Evangelien entzifferten und damit eine gelehrte Frauenleistung ersten Ranges zustande brachten. Von anderen Engländern war er weniger erfreut, vor allem nicht von jenem jungen Geistlichen in England, der wie ein großer Herr auf die Jagd ging und Gregory auf seine Frage nach einer alten wertvollen Handschrift, die ihm sein gelehrter Vater übergeben hatte, antwortete: „Warten Sie einen Augenblick, den alten Schmöker habe ich hier unterm Bette im Kohlenkasten . . .“

Allzuviel Freundlichkeit hat Gregory bei seinem Herumstöbern auf alten Bibliotheken nicht immer erfahren. Sonst hätte er nicht so ausdrücklich einmal einen Mönch Matthäus auf dem Athos gelobt. „Es ist dies, soweit ich mich erinnern kann, der einzige Fall, in dem ein Bibliothekar in jener Weise mir gesagt hat:

'Das haben Sie gesehen, aber die Nummer ist jetzt anders', 'Das müssen Sie noch sehen', und so weiter, und mir seine Schätze, man möchte sagen mundgerecht, vorgelegt hat. Ich danke ihm für seine Güte." Um so freundlicher war Gregory, um so hilfsbereiter und ritterlicher, wenn es ihm auch selbst manchmal vom Pöbel übel erging und er vielleicht sogar mit Steinen beworfen wurde. Aus einer beiläufigen Bemerkung irgendwo erkennen wir mit Freuden den „Helfer" auch auf Reisen: „Es ist mir selbst mehr als einmal nötig gewesen, sowohl im Westen wie auch im Osten, Briefe für andere, die die betreffende Sprache nicht konnten, zu schreiben."

Auch in der Heimat war er ein unermüdlicher Wanderer. Zu den Kongressen, vor allem zum Evangelisch-Sozialen Kongreß alljährlich in den Pfingstferien, kam er manchmal zu Fuß, allein oder mit seinem Sohne, wenigstens verband er stets eine Fußwanderung mit dem Kongreßbesuche. Wenn er fuhr, so benutzte er die 4. Klasse, um mit dem Volke in Verbindung zu kommen. Dann wohnte er irgendwo abseits in einem Gasthofe, und kaum glaubte man, daß ihm Speise und Trank bei solchen Tagungen irgendwie Bedürfnis seien. Einst traf er sich mit zwei befreundeten Hochschullehrern früh fünf Uhr auf dem Leipziger Augustusplatze. Die Freunde wollten zum Bahnhofe gehen, denn ein Ausflug nach Merseburg, 27 Kilometer von Leipzig, war geplant. Aber Gregory wußte sie zu überreden, zu Fuß zu wandern. Der eine Freund blieb schon nach wenigen Stunden zurück. Als die beiden anderen in Merseburg ankamen, sagte der zweite: „Aber nun schnell in den ersten Gasthof . . ."

Gregory aber zog lächelnd eine Semmelzeile aus der Rocktasche und bot dem Freunde die Hälfte an. Am Abend lief er dann wieder zu Fuß nach Hause, während der andere mit der Bahn heimfuhr. Ein andermal verabredete er sich mit Freunden in der Mittweidaer Gegend, man wolle zu bestimmter Zeit den Marsch antreten und die Mitte zwischen Mittweida und Leipzig feststellen. Bei dem Dorfe Ebersbach traf man sich in der Mittagszeit. Während es sich die anderen bei einem Stück Fleisch und einem Glase Bier wohl sein ließen, holte Gregory sein Schrotbrot heraus und bestellte sich dazu einen Handkäse und eine Flasche Wasser. Dann zogen sie am Nachmittag noch bis zum Rochlitzer Berg hinauf und am Abend über Rochlitz zurück. Die anderen hatten am nächsten Tage mächtig über zerschlagene Glieder zu klagen, Gregory aber merkte nichts.

Ein alter Freund Gregorys schreibt: „Ich werde der Wanderungen nie vergessen, die ich Ferientage hindurch von frühester Morgenstunde bis zum späten Abend mit ihm durchlebt habe. Wir sind durch das weite Sachsen- und Thüringerland gegangen, mit einfachem Brot in der Tasche, er oft nur mit einer Handvoll gebackener Pflaumen. Mittags haben wir oft nur eine Tasse Kaffee genossen. Auch das Abendbrot, zu dem ich einkehren wollte, wurde von ihm manchmal für zu reichlich befunden. Gern wanderten wir etwa an einem Tage bis an die nächsten Höhen des Erzgebirges oder Thüringens und fuhren dann mit der Bahn zurück. Kein Berg war zu hoch, auch manchmal kein Bach zu tief. Er wollte Deutschland und seine Bevölkerung kennen lernen, weil er es ja als sein

eigenes Vaterland lieb hatte. Auf den Feldern wollte er sich die Arbeit des Bauern, und in den Ortschaften die des Handwerkers zeigen lassen. Gerade das deutsche Volk wollte er immer mehr verstehen und lieben lernen."

So unermüdlich wandern konnte nur ein Mann, der seinen Körper in straffster Selbstzucht gestählt hatte. Sein blankes herzliches Auge und seine hilfsbereite Hand machten ihn allen Menschen zum Freunde, zu denen er kam. Und eine Fülle von Lebensbeobachtungen sammelte er auf seinen vielen Wanderungen ein. Jederzeit stand ihm eine Lebenserfahrung zur Verfügung. So wurde er der große Lebenskundige, denn seine Wanderungen waren ihm gleichsam eine Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Arbeit. Der Lebenskundige ist es, den wir jetzt betrachten wollen.

6. Der Lebenskundige.

Gregory blieb jung bis in sein Greisenalter. Ich erschrecke, da ich eben „bis in sein Greisenalter" schreibe. Ich muß überlegen, ob man einen siebzigjährigen Mann schon einen Greis nennen kann. Wenn ich an Gregory denke: nein. Gregory hat die Jugend der Menschen ausgedehnt bis über das siebzigste Jahr. Gregory hat gemacht, daß wir die Grenze für das Greisenalter höher hinaufrücken müssen. Gregory umwitterte ein Hauch frischester Jugend bis in sein „reifes Mannesalter", so will ich jetzt statt „Greisenalter" besser sagen. Woher kam diese Jugend? Weil Gregory dem Leben stets jene Neugierde, jene Lernbegierde, jenes Neuerstaunen, jene kräftige Hoffnung entgegenbrachte, wie sie das Zeichen der jungen Menschen sind. Ein frisches, schnelles, herzliches Inangriffnehmen des Lebens zeichnete ihn aus und machte ihn reich und fröhlich. Und wer mit ihm zusammenkam, wurde davon angesteckt, von dieser starken sachlichen Liebe zu allen Lebensdingen. „Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste".

Er nahm großen Anteil an allem Handwerk und strebte darnach, sich vielfältig darin auszubilden. „Wenn ich auf eine einsame Insel verbannt würde und dürfte mir einen Menschen wählen, den ich mit-

nähme, ich würde keinen Augenblick zweifeln, daß ich Gregory wählte," sagte sein Freund Harnack. Holz konnte Gregory in jeder Weise bearbeiten. Er war gelernter Tischler und hatte das Recht, Tischlerei im Handfertigkeitsunterricht an höheren Schulen zu geben. Zu Hause hatte er eine Hobelbank mit den nötigen Geräten stehen. Er arbeitete kunstvolle Büchergestelle mit Schnitzerei und anderes Gerät für sein Haus. Das Wesentlichste an solcher Arbeit war ihm natürlich nicht die Gelderspарnis, sondern, neben der menschlichen Freude am Können und Handarbeiten, der sittliche und gesundheitliche Ertrag dieser Tätigkeit: sein Körper wurde gestählt, sein Geist bekam ein heilsames Gegengewicht gegen die geistige Arbeit, und er fühlte sich seinen „Brüdern, den Arbeitern" näher, wenn er auch einmal abends nach saurer Handarbeit todmüde zum Umsinken war und ihm der Rücken schmerzte.

Dieser sittliche Gewinn der Handarbeit, die einen Geistesarbeiter immer wieder Demut lehrt, auf die harten dinglichen Grundlagen des Lebens weist und ihm mehr Brüderlichkeit zu den Arbeitern schenkt, war es, der Gregory dazu bewegte, seinen Sohn nach der Reifeprüfung Kunstschlosser lernen zu lassen. Bevor sein Sohn sein Studium begann, unterbrach er auf anderthalb Jahre seine Laufbahn und ging täglich im blauen Kittel zur Arbeitsstätte. Er machte sein Gesellenstück mit „Sehr gut" und brachte es bis zur Befähigung, selber vom 24. Lebensjahre an Lehrlinge unterweisen zu dürfen. Als gelernter Kunstschlosser studierte er dann die Heilkunde.

Gregory konnte gut zeichnen. Er hatte vier Jahre

lang nebenbei die Kunstakademieen „vom Kopiersaal bis zum Aktsaal“ in Leipzig und in Paris besucht. Auf seinen wissenschaftlichen Reisen zeichnete er altgriechische Buchstabenformen, Kopfleisten und Bildschmuck aus den alten Handschriften nach. Schreiben konnte er sowohl Maschinenschrift als auch Schrift mit der linken Hand. Als er einmal zehn Wochen lang am rechten Arm krank war, lernte er, der bis in sein spätestes Alter bereit war, noch etwas Neues zu lernen, mit der linken Hand schreiben. Die Pergamentmacherei kannte er vorzüglich, schon als Handschriften- und Pergamentforscher, und auch die neuere Setzer- und Druckerarbeit war ihm vertraut. Erdarbeiten waren ihm stets eine Freude, denn er arbeitete sich gern gründlich aus. „Mit Ehrfurcht sah ich manchmal seine von harter, auch schmutziger Arbeit durchfurchten und beschundenen Hände,“ schreibt ein Freund. Eine „alte feine Gelehrtenhand“, von der ein lieber Dichter nach Gregorys Tode in einem Preisgedichte sprach, ohne ihn gekannt zu haben, hatte er also nicht. Aber seine roten, zweifellos oft erfrorenen, etwas fleischigen Hände waren imstande, den feinsten und verwickeltsten Knoten zu lösen, die zierlichste Arbeit zu leisten und mit den zartesten Dingen behutsamst umzugehen. Er konnte aber auch mit Hammer und Nägeln hantieren, denn er war nicht einer von den Gelehrten, die stöhnen, wenn es gilt, eine Bücherkiste zuzunageln, und die sich dabei die Finger zerschlagen. Ein Student, erzählt ein Freund, machte ihm in Frack und Zylinder einen feierlichen Antrittsbesuch. In dem Zimmer, in das er geführt wurde, stand Gregory auf einer Leiter, be-

6*

schäftigt, hoch oben einen Nagel einzuschlagen. „Es freut mich sehr, Sie kennen zu lernen," rief er mit seiner hellen Stimme dem Ankommenden entgegen, „würden Sie mir freundlichst sogleich einmal den Nagelkasten halten?" Einmal richtete Gregory seine Aufmerksamkeit längere Zeit sogar auf die Fellfärbung. Zwei Arbeiter, denen er in seiner Freundlichkeit mit Geld beigestanden hatte; machten ihn mit einem angeblich vorzüglichen Fellfärbungsmittel bekannt, das sie erfunden haben wollten. Da sah man denn Gregory sich eifrig mit farbchemischen Fragen beschäftigen.

Der Schuhmacherei brachte Gregory die lebhafteste Anteilnahme ebenso wie der Schneiderei entgegen. Sein Leibschuhmacher und sein Leibschneider, bei denen er seit Jahrzehnten arbeiten ließ, waren ihm wirklich befreundet, das Wort ist kaum zu schwer. Die beste Art Schuhe und die beste Art Röcke hatte er endlich nach vielen mißlungenen Versuchen für sich herausgefunden, und seine Freunde, die Handwerker, lieferten ihm diese Stücke in der von ihm gewünschten Vollkommenheit. Lange bevor der Gedanke ausgeprägt wurde, hatte Gregory also „Warensittlichkeit". Er kaufte nicht nur irgendwo wahllos seine Sachen, sondern ehrte sie als ein Stück Menschenarbeit, das mit Geist und Lebenskraft hergestellt wurde, und an die man sich auch nicht scheuen soll, Geist und Denken zu wenden, ein Stück Menschenarbeit, bei dem die Arbeit nicht weniger wichtig ist, als es die Menschen sind, die daran arbeiten.

Mit den Menschen hielt es denn Gregory vor allem. Seine Lebenskunde war nicht nur Sach- und

Handwerkskunde, sondern vor allem auch Menschenkunde. Er verblüffte uns einmal in der Vorlesung, als er uns des längeren von den Leipziger Fischern erzählte. Wir hatten bis dahin nicht geglaubt, daß es überhaupt Leipziger Fischer gäbe außer den Teichanglern und solchen, wie sie in Witzen über die „Seestadt Leipzig" vorkamen. Aber Gregory kannte das Geschlecht der Leipziger Fischer ganz genau, seitdem er vor Jahren seiner Kopfschmerzen wegen täglich zwei bis drei Stunden auf der Pleiße gerudert hatte. Er hatte dabei die Fischer, vielleicht aus Mitgefühl, vielleicht aus Entdeckerfreude, jahrelang wie ein Forscher beobachtet, an Nebelmorgen, im Novemberregen, in Augustnächten, an Juninachmittagen. Er hatte sie in ihren Gewohnheiten, ihren Behausungen, in ihrer seltsamen Fischersprache, auf ihren Kähnen, nach ihren Naturanschauungen, ihren religiösen Vorstellungen und auf ihre Sagenwelt hin erforscht. Eine Fülle bemerkenswerten Stoffes hatte er gefunden, und er verwendete diese Ergebnisse geistvoll für seine Wissenschaft, vielleicht für die Fischer, die mit Jesus am See Genezareth wandelten. In ähnlich gründlicher Weise hatte er die großen Leipziger Höfe jahrelang erforscht, die Doppel- und Drillingshöfe, die Straßen- und Platzhöfe, die manchmal wie Dorfplätze aussehen, von zehn bis zwanzig Häusern umgeben, mit ihren Botenwagen vom Lande, planenüberspannt, mit all dem bunten Leben und Treiben, dem ganzen Geschlecht der Fuhrleute, Pförtner, Ablader, Lastträger, Fahrstuhljungen und — Diebe. Er kannte ihre Werksprache, ihre Sagen, ihren Aberglauben, ihr ganzes Herz. Er hätte ein dreihundertseitiges Buch

darüber schreiben können: „Die Leipziger Höfe, verlegt bei Cotta". Von einem der Pförtner, den er gut kannte, der nach seinen Schilderungen täglich wohl gegen hundert Wagen beherrschte und Tausende von Menschen überschauen mußte, sprach er nur mit der größten Hochachtung, als wäre es ein Napoleon, der Schlachten lenkte. Er beobachtete die Fischweiber in Billingsgate, die Berliner Droschkenkutscher, die Newyorker Straßenaraber und ihr Kauderwelsch ebenso wie die wasserholenden Frauen in Palästina oder die Leipziger Frauen, die vor 30 Jahren mit Umgehung der Wasserleitung noch ihre besonders guten heilkräftigen Brunnen bevorzugten, oder wie die Einsiedler auf dem Gebirge der Insel Patmos.

Vor allem war es Gregory als volkskundigem Gelehrten wertvoll, die Formen der Überlieferungen im Volke zu beobachten. Er ging von zwei Erfahrungen aus: einmal von der Unzuverlässigkeit, mit der das Volk Geschehnisse berichtet und ausschmückt, dann von der Genauigkeit und Zähigkeit, mit der sich einmal erworbene Überlieferungen dann auch jahrhundertelang fortpflanzen. Das alles verwandte er zur Erläuterung über das Zustandekommen der Evangelien. Um die Unzuverlässigkeit der Berichterstattung im Volke zu beweisen, erzählte er gern, neben anderen Fällen aus seinem eigenen Leben, einen Fall aus seiner Heimat. Ein Richter in Pennsylvanien beobachtete, selbst ungesehen, durch ein halbgeschlossenes Fenster zufällig genau den Gang eines Streites, der zu Tätlichkeiten führte. Als ihm der Fall später in der Gerichtsverhandlung vorgelegt wurde, konnte er feststellen, daß die verschiedensten Zeugen bei aller Gutwilligkeit

dennoch die allerverschiedensten Aussagen machten und keiner den Verlauf des Streites ganz genau beschrieb. Es war Gregory darnach verständlich, wie von vornherein die Zeugen von Jesu Leben bei aller Gutwilligkeit dennoch verschiedene Berichte von einem Gespräch, von einer Tat Jesu geben konnten. Um aber nun, andererseits, die Zähigkeit zu beweisen, mit der sich einmal erworbene Überlieferungen von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen, hatte sich Gregory jahrelang, was wohl vor ihm noch kaum ein Theologe getan hatte, eine „Altenkunde" erworben. Überall auf seinen Wanderungen suchte er Alte auf und ließ sich etwa von dem hundertjährigen Bautischler Hermann Wellemeyer einen Bericht über die Völkerschlacht geben. Dann verglich er diese Aussage genau mit der Geschichte und zog daraus seine Ergebnisse für die Überlieferung der Taten und Worte Jesu. Er kannte Alte, Hundertjährige, Achtzigjährige in Sachsen, Schlesien, Amerika, Rußland, überall, wohin er kam, und unterhielt sich mit ihnen. Einen Fall den er selbst erlebte, bewunderte er vor allem. Im Jahre 1888 wohnte ein 92jähriger, noch rüstiger Greis, ein Geistlicher Wickham, einer Studentenversammlung in Amerika bei und erzählte dort, er habe 1811, als er zur Universität kam, einen 103 Jahre alten Mann erzählen hören, welche Aufregung es in der ganzen Umgegend gegeben habe, als 1716 die Universität nach dem jetzigen Orte verlegt worden sei. Der Greis war 1716 acht Jahre alt gewesen und konnte sich noch lebhaft daran erinnern. „In dieser Weise führten also zwei Männer die mündliche Überlieferung eines besonderen Vorfalles über den Zeitraum von 172

Jahren", 1716 bis 1888, mit Zähigkeit fort. Gregory wandte nun diese Ergebnisse auf die Überlieferung der Taten und Reden Jesu an und bewies, wie gut es möglich sei, daß es noch um 150 oder 170 n. Chr. Leute gab, denen ihr Vater als Augenzeuge von Jesus erzählt hatte.

Auf diese Weise kam Gregory, der von seinem Schwiegervater Thayer seinerzeit kraftvoll in die neue freiheitliche Anschauung über das Neue Testament eingeführt worden war und Harnack, den Führer der Modernen, zu seinen Freunden zählte, dennoch auf Grund seiner Lebenskunde dazu, viel mehr Vertrauen zur Überlieferung zu gewinnen und seinen Schülern einzuflößen, als es seinen freiheitlichen Freunden möglich war, die von vornherein alle Überlieferung bezweifelten. Um das an einem Beispiele darzulegen: Die altkirchliche Überlieferung berichtet, Johannes habe sein Evangelium als alter Mann in Ephesus einem seiner Jünger, namens Prochoros, in die Feder eingesprochen. „Ein alter diktierender Apostel würde selbstverständlich seine Schrift nur absatzweise diktiert haben und würde das, was er schrieb, sich mehrmals haben vorlesen lassen, um es zu bereichern, abzurunden und zu ergänzen. — Ich werde nicht so verständnislos sein, einen alten Mann als Verfasser anzunehmen und ihn dann so zu behandeln, als ob er nichts von den Eigenschaften des Alters an sich hätte. Die feine Kunst und die hohe Philosophie, die man im Evangelium findet, sind zum größten Teil das unbewußte Ergebnis des einfachen großen Denkens." Das ist Gregorys Ansicht über das Johannesevangelium, die er auf Grund seiner Lebens-

kunde so folgerichtig entwickelt. Sie gibt uns wieder ein natürliches gesundes Vertrauen zur Überlieferung und heilt von der so völlig lebensfremden Zweifelsucht, der alles von vornherein verdächtig ist.

Gegen die „so völlig lebensfremde" Zweifelsucht konnte Gregory scharfe Waffen führen. Er verurteilte es überall, wenn man nur „Bücherkenntnisse und graue Theorie pflegte, statt vom Acker und Pflug, vom Meister und Gesellen, von der Spinnmaschine und von dem automatisch wirkenden, elektrisch betriebenen Drillbohrer auszugehen." Er fordert, „man muß vorher, soweit es möglich ist, in unmittelbarem Verkehr mit den Menschen gehört, gesehen, an sich selbst erfahren haben, wie die Menschen heute, also die Menschen überhaupt etwas anfangen".

Wenn Johannes 2, 15 berichtet steht: „und er trieb sie alle (im Griechischen die männliche Form!) zum Tempel hinaus samt den Schafen und Ochsen", so urteilt ein neuerer angesehener, aber lebensfremder Gelehrter vom grünen Tisch aus: da sich das „alle" (männlich) nur auf die Menschen beziehen kann, so sind die Schafe und Ochsen aus der Wortfolge als unecht zu streichen. Gregory schreibt dazu: „Ein Oberwachtmeister befiehlt einem Schutzmann: ‚Treibe mir die Kerls aus dem Tempel.' Der Schutzmann siebt die Ochsenhändler und die Schafhändler aus den Tiergruppen und jagt sie zum Tor hinaus, während die Tiere an loser Leine und ohne Leine und Hüter ruhig und unruhig den Tempelhof weiter für sich begehen und ohne Zeremonie die zeremoniellen Grenzen überschreiten. Zur Rede gestellt, antworten die Schutzleute, der Oberwachtmeister habe nur die

Menschen erwähnt, die Tiere aber mit keiner Silbe berührt. Bei den Soldaten würde es für ein derartiges Handeln drei Tage Kasten setzen." „Das Leben bemüht sich nicht, jedenfalls nicht mit Erfolg, glatte Texte zu liefern," urteilt Gregory. Aus seiner Lebenskunde heraus mußte er deshalb die Zerstückelungsversuche neuerer Forscher an den Schriften des Neuen Testaments zurückweisen und konnte ihre Unebenheiten in der Wortfolge lebendig aus der sprunghaften und oft später verbesserten Weise des ersten diktierenden Vortrags erklären. So diente ihm seine Lebenskunde für seine Wissenschaft. Die Stubenluft und die grünen Brillen ertrug er nicht, deshalb war Carl Wessely sein Freund, der Wiener Papyrusforscher, der ebenso genau die Schriftzüge auf dem jahrtausendalten vergilbten ägyptischen Nilgrase kannte wie die Pflanzen und Kräuter in den Wiener Bergen. Wissenschaft, auf Lebenskunde aufgebaut: das war das Wertvolle, das Gregory uns alle lehrte.

7. Der Lehrer.

Gregory glich als Lehrer der Studenten dem „Hausvater" der Evangelien, der „aus seinem Schatze Altes und Neues hervorbringt". Nicht nur immer wieder das wohlbewährte Alte überlieferte er, sondern aus dem Tagesleben zog er auch das lebendige, noch zuckende Neue mit lebhaftem Sinne für seinen Zweck heran. So kam es, daß seine Vorlesungen außerordentlich spannend und frisch waren, der Gesichtskreis wurde nach allen Richtungen hin weiter, je höher hinauf man ihm als Führer folgte, und nicht nur der Wissenschaftler im Studenten, sondern auch der Mensch und Christ in ihm wurde aufgerichtet und gestärkt.

Keiner seiner Schüler konnte sich zunächst wohl dem Eindruck seines freundlichen Wesens, seiner liebevollen Augen entziehen. „Heute noch", schreibt ein alter Schüler, „sehe ich mich im Hörsaal sitzen, und da plötzlich schauen mich vom Katheder zwei Augen an, wie ich sie zuvor nie gesehen hatte. Was das Wundersame war, das in den Augen stand, heute selbst weiß ich es nicht. Das erste war wohl Liebe, denn der Blick drang mir ins Herz, und dann lag so viel Güte und Freundlichkeit darinnen, daß ich unbewußt in Gedanken seine Hand faßte und mit ihm die Schrift erforschen wollte". Die Studenten, oft in bedrängter

Lage, in Einsamkeit und Verworrenheit, Armut und Not allerlei, spürten den Freund warmen helfenden Herzens. „Mit Rat und Hilfe der Tat hat er nie gekargt," bezeugt ein anderer seiner alten Schüler, „und wenn man seiner bedurfte, hatte er immer Zeit. Zu bestimmten Stunden pflegte er selbst in den Arbeitsräumen des Seminars zu erscheinen, um den Arbeitenden zu helfen, wann und wo sie seine Hilfe brauchten. Es war auch keine Seltenheit, daß hier und dort die Wirtin einem Studenten meldete: Herr Professor Gregory, und traf er seinen Schüler nicht an, dann ging er nicht fort, ohne ein freundliches Wort mit der Wirtin zu reden, und der, dem sein Besuch galt, konnte dann aus ihrem Munde nicht genug rühmen hören, was für ein feiner und freundlicher Mann doch der gelehrte Herr Professor sei."

Sein Zuhörerkreis war nicht sehr groß. Zwar besuchten viele Studenten, und nicht nur Theologen, seine einstündige öffentliche Vorlesung Montags 6 bis 7 Uhr, in der er über allgemeine Themen sprach, über „Volksgeist und Religion", „Christentum und Gesellschaft", „Christentum und soziale Frage". Aber seine wissenschaftliche Vorlesung viermal wöchentlich früh 7 bis 8 Uhr war nicht allzu zahlreich besucht. Der Grund lag darin, daß es alle, die nur Brot- und Examensstudenten waren (es sind ihrer immer die Mehrzahl), nicht für nötig hielten, in die Vorlesung eines Professors zu gehen, bei dem sie nicht Examen zu machen brauchten. Und auch die frühe Stunde hielt manche ab. Aber wer treu war, hat unendlich viel aus den Vorlesungen mitgenommen. Das haben mir viele bezeugt.

Alles, was Gregory trieb, war eigenartig und neu durchdacht. So schon die äußere Form der Vorlesungen. Während fast alle Professoren mit großen Einleitungen begannen, um dann kaum über das erste Viertel der behandelten biblischen Schrift in der Erklärung hinauszukommen, gab Gregory zunächst gar keine Einleitung und versprach nur, sie am Schlusse unter dem Namen „Ergebnisse“ zu bringen. Voraussetzung dieses Verfahrens war freilich, daß die Auslegung bis zu Ende geführt wurde. Und Gregory wurde fertig und gab die „Ergebnisse“ noch zur rechten Zeit und ausführlich genug. Während ferner andere Professoren gern alles Schulmäßige vermieden und die armen Studenten wie junge Gelehrte behandelten, ging es zunächst bei Gregory sehr demütig zu. Er verlangte nämlich, daß eine neutestamentliche Stelle Wort für Wort in ein genaues Gedankennetz, Sinnesnetz (Schema, Disposition) gebracht und alles Kleinste und Einzelnste so „ausgeschüttelt“ werde, wie er sagte, daß nichts Wertvolles in den geheimen Falten der Sätze verborgen bleiben konnte. Fleiß, Ausdauer und peinlichste Genauigkeit gehörten dazu. Und Demut, denn es war für einen Studenten recht demütigend, wenn er unentwegt auf seine schlechte Schrift oder auf die fehlenden Seitenzahlen hingewiesen wurde. Aber das alles gehörte für Gregory zur geistigen Sauberkeit eines Gelehrten und Christen.

Dann aber, nach dieser nüchternen ehrlichen Grundlegung, gab Gregory Seele und Gemüt. Und er bewies dabei oft einen solchen Feinsinn, daß seine Ausführungen wie die Bilder und Seelenentdeckungen eines echten Dichters anmuteten. Und das prägte sich

dann dem Studenten für alle Zeiten ins Herz ein. So bei dem griechischen Worte Apokaradokia, zu deutsch: sehnsüchtige Erwartung. Professor Gregory sagte uns: „Denken Sie sich an der Gartenpforte stehend, einen lieben Menschen erwartend, so legen Sie die Hand über die Augen, weil das Licht blendet, und sehen die Straße hinunter mit dem Gedanken: Kommt er noch nicht? Kommt er noch nicht? Das liegt in Apokaradokia." Zu dem Worte Peplerotai: die Zeit ist erfüllt, sagte Gregory etwa folgendes: „Es ist, als ob man an einem Brunnen wartet und den Eimer ansieht, während das Wasser in ihn fließt. Das Wasser steigt und steigt. Es erreicht den Rand des Eimers. Er ist voll. So schaut man die Zeit an und sagt dann: Die Zeit ist voll. Es ist erfüllt. Peplerotai."

Wie feinsinnig und überraschend hellsichtig erschien uns Gregorys Deutung des Pilatus, als eines innerlich scheuen, geängsteten Menschen, der, von dem Göttlichen in Jesus seltsam berührt, dennoch zu schwach ist, um ihn zu retten: „Noch ein letztes Mal, und nicht mit Hohn, sondern in eigener Angst, versucht Pilatus denselben Spruch: ‚Soll ich euren König kreuzigen?' Pilatus hat amtlich gefragt, aber seine Herzensfrage darunter war: ‚Ihr Juden, wollt ihr mich nicht aus meiner Angst, meine Frau aus ihrer Angst befreien und mir gestatten, diesen Gottessohn, den ich scheue, los zu geben?' Die Juden sind aber unerbittlich. Da fügt sich Pilatus denn ihrem Willen: ‚Dann übergab er ihn ihnen, damit er gekreuzigt werde.' Ich weiß in der Literatur der Welt keine zweite Szene, die damit zu vergleichen wäre. Ein schlechter Mensch mit

Gewalt bekleidet steht im Bann eines göttlichen Menschen, wird aber durch andere böse Menschen zu einer üblen Tat, zur Sünde gezwungen."

Neben dieser feinsinnigen Deutungskunst, die aus der Weisheit des Herzens kam, hatte Gregory die Gabe, Allerneuestes mit Entferntem zu vergleichen, Lebenskunde mit Wissenschaft zu verbinden und so das Älteste überzeugend nahe zu bringen. Zur Tempelreinigung Jesu fügte er etwa folgende Bemerkung an: „Einer, der fest und sicher in heiliger Wut gegen ein sichtliches Übel auftritt und die Übeltäter zurechtweist, wird unter Umständen auch heute, auch in einer Weltstadt wie Berlin, Paris oder London bei den Schuldigen Gehorsam und bei der Menge Hochachtung und, wenn nötig, Schutz finden." Um irgend etwas zu erklären, erzählte Gregory gern eine Geschichte, wie ein Reisender, ein Geschäftsmann, ein Zeitungsschreiber, ein Prediger heute in ähnlicher Weise handeln würde. Als er besprach, wie der Römerbrief von Paulus wahrscheinlich in der Hafenstadt Kenchreä bei Korinth geschrieben worden sei, während er auf ein Schiff warten mußte, fügte er folgendes Erlebnis bei: „Auch heute muß man trotz der Dampfschiffahrt im Mittelmeer häufig auf Schiffe warten oder beim Sturm sie sogar an dem Hafen vorüberfahren sehen. Hier ist ein praktisches Beispiel, das vorfiel, während ich im Osten war. Die Zeitung Chronos in Kairo brachte am 11. Januar 1906 folgende Nachricht aus Zypern: ‚Schlechtes Wetter herrschte am Meer, und die Dampfer, die diese Woche die Häfen von Zypern anliefen, waren gezwungen, abzufahren, ohne Güter abzugeben oder aufzunehmen.' Wenn das bei

Dampfern vorkommt, wieviel mehr bei den Segelschiffen des Altertums." In einer öffentlichen Vorlesung, oder war es in einer Predigt, führte er einmal, und da klang sein Amerikanertum unverleugnet durch, ganz ausführlich aus: das Reich Gottes, das Jesus verkündigte, gleiche noch heute einer — Apotheke, in der es für alle möglichen Krankheiten Heilmittel gäbe, ein ebenso überraschender wie wertvoll frommer Gedanke.

Eine echte Zier des Lehrers besaß Gregory in hohem Maße, eine sittlich-menschliche Zier zugleich: Bescheidenheit. Er ging nie über die Grenze seines Wissens hinaus, ohne sich dieser Grenze stets schmerzlich und demütig bewußt zu werden. Dann sagte er wohl, nachdem er seine Ansicht vorgetragen hatte: „Das ist aber reine Theorie. Ich weiß nichts darüber." Oder er meinte: „Hier sind meine Kenntnisse oder besser meine Annahmen zu Ende." „Ich weiß noch zu wenig von Schulen der Schrift, um eine Meinung zu haben." „Doch sind die lateinischen Handschriften nicht mein Bezirk. Darin ist John Wordsworth zu Haus, der Bischof von Salisbury." In einer Predigt sagte er einmal: „Wenn ich ein Buch geschrieben habe und es wird mir eine schlechte Besprechung darüber zugeschickt — geschieht mir ganz recht. Warum habe ich es nicht besser gemacht?" Einem gelehrten Freunde schrieb er auf vier Spalten voll sachlicher Bemängelungen, die dieser über ein Buch Gregorys hatte drucken lassen: „Eben habe ich Ihre Anzeige erhalten und mit Freuden Fehler aufgezeichnet gefunden. Es ist erfrischend, einmal jemand zu finden, der Verbesserungen gibt."

Neben dieser eigenen Bescheidenheit zierte Gregory die Vornehmheit, mit der er Gegner behandelte. Nie hat er sie, was billig und elend ist, mit einem Witzwort dem Gelächter seiner Hörer preisgegeben. Er war auch hier Edelmann und Jünger. Vielmehr war niemand schneller und herzlicher geneigt, fremde Verdienste warm anzuerkennen. Von seinem Freunde und Anreger Ezra Abbot schrieb er: „Er ist schon längst den himmlischen Seelen beigesellt und bedarf meines Lobes nicht mehr. Und das ist gut so. Sonst wäre es nötig, daß ich ihm wahrhaft himmlischen Geist, himmlische Freundlichkeit und himmlische Bescheidenheit zuerkennte." Ein Wort, das auch von Gregory selbst gelten kann. Über einen seiner Vorgänger und Anreger findet er die Worte: „Das Leben und die Werke des Engländers Samuel Prideaux Tregelles zeigen, was ein Mann mit eisernem Willen und unerschütterlichem Gottvertrauen leisten kann, und zwar trotz allerlei widerlicher Umstände, trotz Armut, Anfeindung, Verleumdung und Krankheit." Man kann kein besseres Heldenlied dichten als diesen sachlichen Satz.

Das war Gregory als Lehrer: mit dem Zauber einer reichen Lebenskunde, mit der Fülle treffendster Vergleiche aus seinen Wanderungen und Erlebnissen, mit der feinen Hellsicht eines weisen Herzens, der gütigste Freund seiner Schüler, demütig und bescheiden seiner Grenzen sich bewußt, seinen Gegnern ein Ritter, seinen Freunden von Herzen treu, gab er seinen Schülern das Bild eines Mannes, der gelehrt und gütig und weltweit war, das Bild eines seltenen Jüngers.

8. Der Freund des Volkes.

Gregory hatte einen tiefen unerschöpflichen Quell herzlicher Liebe und Erbarmung in seiner Brust. Er hielt sich, wie Jesus und als sein Jünger, allezeit gern zu den Armen und Niedrigen und erfaßte das Evangelium vor allem als eine frohe Botschaft an die Unterdrückten und Verzweifelnden. Seinen Schülern legte er immer wieder ans Herz: Suchen Sie sich, wenn Sie rechte Jünger Christi sein wollen, Freunde unter den Armen und Traurigen, und lassen Sie sich nicht zurückschrecken, wenn Ihnen Verbitterung und Haß begegnen; denn Verbitterung und Haß sind die Stempel, die das Leben d e n Armen eindrückt, die Christus nicht kennen als den „Erlöser", den Befreier, den Durchbrecher aller Bande; andererseits aber werden Sie im Volke einen Glauben finden, dessen Größe Ihnen die Scham auf die Wangen treibt!

Aus diesen Gedanken heraus wuchs Gregory zu dem Helfer empor, den wir liebten, und der uns ein so hinreißendes Beispiel gab, daß wir auf ihn das Wort des 16. Psalms anwenden möchten: „An den Heiligen, so auf Erden sind, und den Herrlichen, an denen hab ich all mein Gefallen." Aber Gregory sah auch klar, daß große wirtschaftliche Not nicht immer mit Einzelhilfe und Wohltätigkeit von Hand zu Hand

überwunden werden kann. Und so wurde er denn zu den Gedanken geführt, die heute das Helfertum gleichsam zu einem wirtschaftlichen Großbetrieb ausbauen wollen: zu den sozialen Gedanken, zu sozialer Arbeit. Er blieb jedoch stets dessen eingedenk, daß die Grundlage aller sozialen Arbeit im lebendigen Erbarmen des Herzens liegt und in der innigen Fühlung Auge in Auge mit dem Volke und seiner großen Not. Friedrich Naumann betont das in einem Briefe, indem er schreibt: „Gregory, der sich trotz seines schon gereifteren Alters zu den jüngeren Christlich-Sozialen rechnete, teilte mit uns eine Auffassung, die man vielleicht als evangelisches Franziskanertum bezeichnen möchte: der Hauptteil des Evangeliums liegt in der vollen Hingabe des Menschen an das Reich Gottes, eine Auffassung, die für ihn in noch höherem Grade der Grundton seines Lebens geblieben ist als für viele von uns, die wir dann stärker in die Technik der sozialen Frage und der Politik hineingegangen sind. Sein evangelisches Franziskanertum war für ihn nicht eine Redeweise, sondern es war die unmittelbare Praxis seines eigenen Tuns und Daseins."

Das Wachsen der Sozialdemokratie und der Ruf der Arbeiter nach Abhilfe mancher Übelstände hatten das Reich und die Einzelstaaten 1883/1889 zu den großen Arbeiterversicherungsgesetzen geführt, zu den Gesetzen über Kranken-, Unfall-, Invaliditäts- und Altersversicherung. Aber die bittere und immer grausamere Formen annehmende Spaltung des Volkes wurde dadurch nicht aufgehoben. Vor allem die religiösen Kreise, die noch das meiste Gefühl für den

7*

Wert der liebenden Einheit des Volksganzen besaßen, erwogen die Spaltung mit Schmerz und strebten darnach, diese verlorengegangene Einheit wiederherzustellen. Andererseits waren sie bemüht, die Arbeiter mit vaterländischem Geiste zu erfüllen, und drittens versuchten sie, dem Atheismus und dem Machtmaterialismus der Arbeiterführer heilsamere Kräfte entgegenzusetzen. Im Jahre 1890 wurde zu diesen Zwecken der Evangelisch-Soziale Kongreß von Hofprediger Stöcker gegründet, der damals in politischen Dingen eine Führerrolle spielte, und rechts und links stehende Christen schlossen sich dem Kongreß mit Begeisterung an. Gregory tat von Anfang an mit und war bis zuletzt im Arbeitsausschuß des Kongresses tätig. Auf seinen Tagungen alljährlich in der Pfingstwoche fehlte er fast nie. „Wenn Gregory bei einer Sitzung auftauchte, so hatte er stets sein wachsleinenes Notizbuch und den Füllfederhalter, ohne den ich ihn überhaupt nie gesehen habe," erinnert sich Friedrich Naumann. Gern griff er mit einem mutigen, fröhlichen und entschiedenen Wort in die Aussprache ein und bewährte sich allezeit als ein frischer Aufrührer stehender und schlammiger Gewässer.

Als ferner Friedrich Naumann in der Mitte der neunziger Jahre seine sozialpolitische Arbeit begann, durch die deutschen Lande zog und den Besitzenden das soziale Gewissen schärfte, bei den fast heimatlos gewordenen Arbeitern aber die Liebe zum deutschen Vaterlande zu wecken suchte, war es wieder Gregory, der sich ihm anschloß. Friedrich Naumann selbst schreibt in einem Briefe: „Auf dem ersten nationalsozialen Vertretertage, 23. November 1896, beteiligte

sich Professor Gregory besonders an der Aussprache über den Religionsparagraphen, und zwar, ähnlich wie Professor Sohm, im Sinne der grundsätzlichen Trennung zwischen Religion und Politik. Obwohl man beide Männer, Sohm und Gregory, die nun in derselben Zeit gestorben sind, nicht gut im übrigen miteinander vergleichen kann, so war die innere suchende Ehrlichkeit bei beiden dieselbe. Was diese zwei Leipziger Professoren mit dem im Jahre 1896 entstehenden Nationalsozialen Verein verband, war dieser innerste Zug. Der Name ‚Nationalsozialer Verein' wurde gewählt auf Grund eines Antrages, den Professor Gregory zusammen mit Pfarrer Battenberg aus Frankfurt a. M. stellte. Von dieser Gründungsversammlung an ist Gregory einige Jahre Vorstandsmitglied des Nationalsozialen Vereins gewesen, bis dann der Sitz des Vereins von Leipzig nach Berlin verlegt wurde. Er hatte eine schöne und unmittelbare Tapferkeit, sobald es sich um persönliche Freiheit handelte, und brachte etwas von der Luft amerikanischen Bürgergefühls in unseren Kreis. Bei den Reichstagswahlen im Sommer 1898 hat er mir wiederholt bei den Wahlversammlungen im Kreise Jena-Neustadt geholfen. Er ging zu Fuß auf die Dörfer und war auch mit jeder kleinen Versammlung zufrieden, wenn er nur irgendwo sich nützlich machen konnte. Er selbst war fröhlicher Optimist."

„Hervorragend waren seine Erfolge als Versammlungsleiter," schreibt ein langjähriger politischer Freund Gregorys. „Uns allen, die wir in jenen Jahren mit ihm zusammen gearbeitet haben, steht die kleine und schmächtige, aber sehnige Erscheinung

des Mannes noch deutlich in Erinnerung, wie er in stürmisch bewegten Versammlungen die Glocke schwang und es stets verstand, sich Ruhe zu erzwingen. Die oft versuchte Taktik der Sozialdemokraten, die nationalsozialen Versammlungen zu sprengen, scheiterte gleicherweise an der liebenswürdigen Verbindlichkeit und an der unnachgiebigen Energie Gregorys. Es war, als ob auch der rücksichtsloseste Gegner vor der fast kindlichen Reinheit und Unbefangenheit seines Wesens die Waffen strecken mußte. Jedenfalls hat Gregory nie persönliche Angriffe politischer Gegner über sich ergehen lassen müssen."

Es soll wunderbar gewesen sein, welche Geistesmacht und Überlegenheit er selbst in den aufgeregtesten Volksversammlungen jener aufgeregten Jahre bewies, wie er hier einen wütenden Gegner mit unendlicher Liebenswürdigkeit niederzwang, da einen Rüpel mit ein paar Spottworten beseitigte und dort wieder einen bedrängten Freund ritterlich heraushieb. Einmal sprach er in einer gegnerischen Versammlung. Ein Bäckerobermeister namens S., der auf der Bühne am Vorstandstische saß, ärgerte sich über seine volksfreundlichen Ausführungen und versetzte ihm im Ärger von der Seite her einen Stoß. Darüber entstand in der Versammlung große Entrüstung, aber Gregory zog den Bäckermeister ins Gespräch, erbat sich das Wort und erklärte: das Gespräch mit Herrn S. habe ergeben, daß es dieser nicht böse gegen ihn gemeint habe, sie beide wären jetzt völlig eines Sinnes, und er bäte die Versammlung, sich dabei zu beruhigen. Als ein geborener Herrscher erwies sich Gregory, und er zeigte, was ein starker und doch liebevoller Wille vermag.

Als sich 1903 der National-soziale Verein auflöste, ging Gregory nicht wie die Mehrzahl der National-sozialen zu den Freisinnigen, weil bei ihnen seiner Ansicht nach kapitalistische Einflüsse zu mächtig waren. Er dachte in bezug auf die Reichen ganz wie Jesus. Und auch die damalige Gegnerschaft der Freisinnigen gegen die von Bismarck geschaffenen Grundlagen des Deutschen Reiches lag Gregory nicht, denn er war allezeit ein Bewunderer des Altreichskanzlers und seiner geschichtlichen Leistung.

Aber auch zu den Sozialdemokraten ging er nicht, obwohl er wirtschaftlich mit ihnen in vielem übereinstimmte. „In der programmatischen Auseinandersetzung zwischen Professor Sohm und Paul Göhre (der später zur Sozialdemokratie ging) stand er im wesentlichen auf Sohms Seite, d. h. er wünschte mehr eine Partei der Gebildeten als einen nationalen Sozialismus im Sinne der Arbeiterbewegung." So bekundet Friedrich Naumann. Gregory erkannte aber schon früh, daß die Sozialdemokratie im Grunde eine vaterländische Partei sei. Schon 1913 betonte er, was ihm der Weltkrieg bestätigte: „Die Sozialdemokraten sind national, sie sind national bis auf die Knochen. Das habe ich immer gefunden, wenn ich mit ihnen zu tun gehabt habe. Ich kenne keinen deutschen Sozialdemokraten, der nicht ein Deutscher ist, und das ist die Hauptsache." Friedrich Naumann konnte nach Gregorys Tode schreiben: „Es war die Freude der letzten Jahre seines Lebens, daß sich die deutsche Sozialdemokratie zur vaterländischen Partei entwickelte." Gern bestätigte er auch, daß einzelne Sozialdemokraten voll hoher geistiger Ziele seien:

„Ich habe mit manchem Sozialdemokraten geredet, ich kenne manchen Sozialdemokraten, der selbst ein Mensch von hohen Idealen ist. Ich weiß, wie sie zu arbeiten haben, um diese rohen Massen zu heben.“ Auch das Christentum einzelner Sozialdemokraten erkannte er freudig an: „Es gibt nämlich Sozialdemokraten, die gute Christen sind.“ Aber er wußte ganz deutlich, daß die Sozialdemokratie, wenigstens früher, trotz scheinbarer Neutralität, eine kirchenfeindliche Gruppe sei. Deshalb gründete er 1898 einen Evangelischen Arbeiterverein in Leipzig-Stötteritz.

Einer der ersten, die er dafür gewann, und einer der Treuesten, der später Vorsitzender des Vereins wurde, ein Arbeiter, schreibt über diese Tätigkeit Gregorys: „Es war an einem Sonntag vor 19 Jahren, als ich zum ersten Male in seine lieben treuen Augen blicken durfte. Meine Familie war um den Tisch herum zum Essen versammelt, als es anklopfte. Auf mein Herein trat ein feiner Herr, den Zylinder in der Hand, ein, er überblickte sofort die Lage und nötigte uns, weiter zu essen, sonst wollte er auf sein Anliegen verzichten. Das wollten wir natürlich nicht und aßen ruhig weiter. Er gründete einen Evangelischen Arbeiterverein. Das war ein Meisterstück in unserm Orte, der damaligen Hochburg der Sozialdemokratie! Er, dessen Zeit so kostbar war, eilte die Straßen und Treppen auf und ab mit einer Liste, um Mitglieder zu werben. Dieses ist ihm auch gelungen. Sein Ziel war, in unserem Orte, wo das Parteileben und das Gasthausleben alle besseren Gefühle abstumpfte, eine edlere Geselligkeit durch bildende Vorträge, gute Lektüre und sonstige bessere Veranstaltungen zu gründen. Trotz

viel Kampf und Anfeindung ist ihm dies auch geglückt. Die Sozialdemokraten, die ihn anfangs heftig bekämpften, lernten ihn durch seine Überzeugungstreue und durch sein ehrliches gerades Wesen bald schätzen und haben noch heute die größte Hochachtung vor ihm. Er sprach einmal zu mir von seinem Gerechtigkeitsgefühl. Für ihn gebe es keinen Standesunterschied, Mensch sei Mensch, ob er der höchste Würdenträger oder gewöhnlicher Arbeiter sei, er achte den Geringen wie den Hochstehenden. Als ich einmal bei ihm vorstellig wurde, daß auch Alkoholiker und Leute mit niederem Rufe auf seinen Listen stünden, sagte er zurechtweisend: kein Mensch sei so schlecht, um sich nicht bessern zu können, man dürfe keinen verurteilen, man müsse die bessere Seite zu gewinnen suchen." Soweit dies scharfbeleuchtete Einzelbild aus Gregorys sozialer Tätigkeit.

Nachdem sich 1903 die nationalsoziale Gruppe aufgelöst hatte, nahm Gregory seine Stellung zwischen den Parteien ein, da es keine soziale christliche Gruppe gab, der er sich politisch hätte anschließen können. Er arbeitete weiter in seiner Sozial-Wissenschaftlichen Vereinigung in Leipzig, die er 1895 gegründet hatte, um die Grundlagen des sozialen Willens zu erforschen und seine Wege zu reinigen. Er sprach wohl auch noch hier und da auf den Volksversammlungen der verschiedenen Parteien und erwies sich überall als ein Mann, dessen reinen Absichten die Liebe der Hörer stets stark entgegenschlug. Nur im Anfange seiner politischen Tätigkeit hatte er den „tonangebenden" Kreisen sehr mißfallen. Ja er war sogar anfangs in manchen rechtsstehenden Zeitungen seiner Volks-

freundschaft wegen in unrechter Weise angegriffen und als „lästiger Ausländer" hingestellt worden, der sich nicht unbefugt um deutsche Verhältnisse kümmern sollte. Er, der für Deutschland starb! —

Aus der Fülle seiner sozialen Gedanken, wie er sie wohl auch auf dem Evangelisch-Sozialen Kongreß vortrug, dessen Verhandlungsberichte die wertvollen Äußerungen Gregorys zu den Reden enthalten, sollen hier einige Gedanken, knapp unter dem jeweiligen Stichwort angeführt und mit ein paar Sätzen Gregorys beleuchtet, zusammengestellt werden.

Konsumvereine! „Ich bin seit Jahren Mitglied eines Konsumvereins. Wenn jemand wissen will, wie Sozialdemokraten sind, so kann er das in einem Konsumverein sehr gut erfahren. Er kann sie dort kennen und wird sie schätzen lernen. Ich sage einem jeden, daß das beste, was er tun kann, wenn er sozialen Geist lernen und betreiben will, praktischerweise darin besteht, daß er in einen Konsumverein hineingeht und dort lebt. Ich sage das ganz besonders für die Gebildeten." Die Mittelstandsbewegung, die vor allem den Konsumvereinsgedanken als Totengräber des freien Mittelstands bekämpft, hat jedoch Gregory meiner Ansicht nach nicht völlig gerecht beurteilt.

Gewerkvereine! „Gerade wirtschaftlich sind die Gewerkvereine von der größten Bedeutung. Ich frage: wie wird man wirtschaftlich irgend mit einer Masse von den rohen Arbeitern fertig werden können, wenn sie nicht organisiert sind? Jeder Arbeitgeber wird zugeben, daß er viel besser auskommt — wenn er überhaupt ein Verständnis für seine Arbeiter, für

ihre Denkweise, für ihre Lage hat —, wenn die Arbeiter organisiert sind, als wenn er sich vor 600 unorganisierten, nicht denkenden Köpfen sieht. Die Organisation der Arbeiter erzieht sie zum Denken, macht sie zugänglich für verständige Ideen. Gerade organisiert sind sie ordentlich anzufassen. Wenn die Gewerkvereine nicht einen jeden Streik verhindert haben, so ist doch zu betonen, daß sie zahllose Streiks verhindert haben. Ich halte es für das richtigste: es sollen die Arbeiter überhaupt, es sollen diejenigen Arbeiter, die sich Christen nennen, in diese Gewerkvereine hineinsteigen — wie sie sind. Die Gewerkvereine sind auf keine andere Weise irgendwie umzugestalten." Für die Schiedsgerichte als Einigungsämter zwischen Gewerkvereinen und Arbeitgebern trat Gregory ebenso ein wie für Arbeiterkammern als staatlich beratende Körperschaften.

Streik, Revolution! „Die Arbeitseinstellungen dürfen nur in besonderer Weise gestraft werden, wenn das nicht mehr Arbeiter sind, sondern Beamte." „Ich sehne mich nicht nach einer Revolution. Die Sozialdemokraten auch nicht, wenigstens kein gescheiter. Bis jetzt ist auf den großen Blättern der Geschichte das Christentum vielleicht häufiger ein Freund als ein Gegner der Revolution gewesen. Die Bibel sagt kein Wort gegen die Revolution, wenn man das Wort richtig versteht. Das Recht der Revolution ist Gottes Recht gegen Menschenunterdrückung."

Arbeiteranteil! „Das allerwichtigste ist, daß jeder Arbeiter und jede Arbeiterin, die durch Einfügung eines Hakens und durch die Anwendung einer

Schraube es dazu bringt, daß eine Maschine besser arbeitet, soundso viel mehr in der Stunde aufarbeitet, soundso viele Arbeiter vielleicht ausschaltet, die Ehre dafür und selbst einen Gewinnanteil bekommt."

Arbeiterinnen! „Ich möchte betonen: es ist wichtig, daß jede Arbeiterin organisiert wird. Dann werden sie selbst den Wert ihrer Arbeit ganz anders erkennen, und sie werden sich selbst ausbilden, nicht nur aber zu wissen, welches die Klippen in dem betreffenden Erwerbsleben sind, sondern auch, wie man um diese Klippen herum kann."

Fabrikmütter! „Die Einrichtung der Fabrikmütter oder der Fabrikdamen, die für die Arbeiterinnen sorgen, ganz besonders für die jüngeren, sollte weiter ausgedehnt werden. Dabei werden die Damen viel vom Leben lernen. Es ist interessanter als ein Damenkaffee."

Kirche! „Ich betone die Notwendigkeit der Verbrüderung beim Abendmahl." Gregory war für die Lokalgemeinde, die Reich und Arm unter einer Kanzel sammelt, und gegen die Personalgemeinde, die die Stände trennt. Er trat ein für einen Konfirmandenunterricht, an dem reiche und arme Kinder gemeinsam teilnehmen. „Wenn Hortensia in demselben Raume neben Grete sitzt und merkt, daß Grete auch Verständnis für die Religion hat und ihre Liederverse ebensogut, vielleicht sogar noch besser, hersagen kann als sie selbst, und wenn andererseits Grete erfährt, daß Hortensia wirklich religiös denken kann und auch antworten kann so gut wie sie selbst, so ist das doch nicht ohne Wert. Hätten wir nur eine einzige Stunde im Jahre, in der die Kinder aus den ver-

schiedenen Schichten der Gesellschaft zusammensitzen könnten, so sollte doch diese Stunde von bleibendem Werte sein." Gregory trat ein für eine soziale Zusammensetzung des Kirchenvorstands und für die Trennung der Kirche vom Staate. „Trennung der Kirche vom Staate: Die Kirche wird dabei gut fahren. Das zeigt das Beispiel Irlands. Die Trennung erfolgte, und siehe, die Kirche stand stärker da und hatte mehr Geld als vorher. Der Zweck einer Kirche ist nicht die Verwaltung. Wir brauchen die Kirche nicht denen in die Hände zu geben, die im Staate die Verwaltung leiten. Die Kirche ist nicht Verwaltung. Die Kirche ist Seelsorge! Die Kirche ist Leben, Leben, Leben!"

Schule! „Ich bin der Meinung, daß die Einheitsschule die richtige ist, das ursprüngliche Fundament, und daß sie die Einigung des Volkes mit sich bringt. Die Einheitsschule ist auch besonders wichtig von dem Standpunkte aus: wir brauchen, um das Volk zu heben, die Talente im Volke. Die Fortbildungsschule muß weiter entwickelt werden in dem Sinne, daß sie etwas Bedeutendes, etwas Abgerundetes bringt, daß der Schüler das Gefühl hat: ich komme auf eine höhere Stufe und werde ein bestimmtes abgerundetes Ganzes jetzt fertig bringen." „Ich sage, daß ein jeder Volksschullehrer, der den Drang in sich fühlt, sich weiter auszubilden, diese Möglichkeit haben soll. Wir sind nicht dafür, die Aufstrebenden hinunterzudrücken, sondern die Aufstrebenden noch heraufzuziehen. Meinen Sie, daß ein Volksschullehrer, der Dienstags und Freitags abends an seinem Skattisch sitzt, Persönlichkeiten besser ausbilden

wird, daß er Fühlung mit dem Volke besser suchen und gewinnen wird, als der Volksschullehrer, der weiter arbeitet?"

Strafrechtsreform! „Zweikampf ist Anarchie. Das Gesetz darf nicht durch die Sitte einer besonderen Clique aufgehoben werden. — Beleidigung: Es kann kein Mensch meine Ehre angreifen. Ich bin der einzige, der mich verunehren kann. — Majestätsbeleidigung: Se. Majestät der Kaiser, irgendeine Majestät kann nicht dadurch erniedrigt werden, daß ein Lump auf der Straße oder in der Kneipe ein beliebiges Wort ausstößt. — Prügelstrafe ist anerkanntermaßen verunehrend und erniedrigend für Prügelnden und Geprügelten, und nutzlos. — Todesstrafe: Wir sollen den Leib nicht vernichten. Dürfen wir einem Menschen die Möglichkeit abschneiden, sich zu bessern? Die Todesstrafe hat keine Berechtigung."

Eingeborenenfrage! „Ich bin ein Mensch, und ich nenne den Schwarzen auch meinen Bruder, und ich würde mich für keinen Christen, ich würde mich für einen niederträchtigen Menschen halten, wenn ich den Schwarzen nicht für meinen Bruder hielte. Die Neger sind einer höheren Kultur fähig. Der Neger kann gehoben werden, wir wollen ihn heben. Es mag vielleicht nur langsam möglich sein, aber wir wollen heben!"

Bodenreform, Frauenfrage, Alkoholfrage, Abolition! In allen diesen Fragen der neuzeitlichen Sittlichkeit und Sitte nahm Gregory mutig den Standpunkt der Lebensneugestalter, Reformer, ein.

Adel! „Adel verpflichtet. Adel edelt alles. Die

Bildung veredelt die gemeinste Arbeit, und der gebildetste Mann kann die gemeinste Arbeit tun. Der Lampenputzer, der Straßenkehrer, der Kloakenreiniger kann ein edler, gebildeter Mann sein."

Volksreichtum! „Nicht zehntausend Millionäre machen das Vaterland reich, sondern sechzig Millionen Deutsche, die ihr ordentliches Auskommen haben."

Der soziale Ton! „Du mußt den sozialen Ton suchen. Du begegnest einem früh am Tage auf der Straße draußen. Sage ihm ‚Guten Morgen'. Hast du den sozialen Ton getroffen, so ist es auch dem Organisierten kaum anders möglich, als daß er in eben demselben Ton deinen Gruß erwidert. Er mag im voraus sich gesagt haben: ‚Da kommt ein Protz'. Tut nichts. Der soziale Ton löst eine Feder in seinem Wesen aus, und ehe er sich dessen versieht, hörst du den Gegengruß. Er ist selbst überrascht. Bisweilen hat er fast das Empfinden, er müsse zurückgehen und sich den Gruß wieder herausgeben lassen. — Der soziale Ton ist nicht herablassend. Er ist nicht burschikos. Er gibt nicht bekannt, daß du gut aufgelegt bist und sogar einem Hund heute einen Gruß zuwerfen würdest. Er sagt nicht dem Manne: ‚Ach, ich möchte dich umarmen, dich glücklich machen, mich dir als Mann und Bruder erweisen.' Er ist nicht unsicher. Das alles ist er nicht. Was ist er? — Es ist der Grundton deines Wesens. Es ist der Ton, auf den dein Wesen gestimmt ist. Wo dieser Ton ist, da bist du mit. Du steckst darin. Er spricht nicht die Hälfte, sondern das Ganze deines Selbstes aus. Dein Kopf und dein Herz sind darin. Du siehst, du bist der Ton, und der

Ton ist dein Selbst. Ja, aber der andere? Das ist das Merkwürdige. Dieser Ton ist auch der Grundton des Wesens des anderen. Er ist ebenfalls darauf gestimmt. Du hast eine Baßstimme und er hat eine Fistelstimme. Dein ‚Morgen!‘ ist mächtig und seines ist schmächtig. Aber beide haben denselben Grundton. Laß deine Stimmgabel ruhen. Die trifft ihn nicht. Die ist tot. Nur das Leben kann die Wellen dieses Tones messen. Dieser Ton ist der Grundton des menschlichen Wesens. Er ist keinem Menschen fremd. Du kannst ihn ebensogut in Rußland wie in Italien, in England wie in Griechenland anwenden. — Triffst du ihn nicht, findest du ihn nach allem Suchen nicht, so bist du verstimmt. Laß dein Herz herausnehmen und neu machen. Stimme dich um. Du hast es nötig.“





9. Der Deutsche Held.

Der große rote Reiter ritt über die Erde, und der Weltkrieg entbrannte. In den Millionen der deutschen Herzen wuchs prachtvolle Empörung gegen den mörderischen Überfall der Feinde auf, und die Empörung ward zur Begeisterung für Deutschland und die deutsche Sache, und die Begeisterung riß die Besten hin zum freiwilligen Eintritt ins Heer. In keines Deutschen Herzen, solange er lebt, wird die Erinnerung an die stolzen Augustwochen des Jahres 1914 untergehen.

Zehn Tage lang war Gregory unruhig und umgetrieben und fand keine Ruhe. Als eine Liste in der Universität aufgelegt wurde mit der Frage „Wie wollen Sie dem Vaterlande helfen?" schrieb er ohne Zögern ein: „Als Mädchen für alles." Zehn Tage war Gregory unruhig und umgetrieben, aber am elften Tage, dem 11. August 1914, stellte er sich als Kriegsfreiwilliger beim 1. Ersatzbataillon des Infanterieregiments 106 in Leipzig. Er hatte seine Stelle, seine Arbeit gefunden, er hatte seine Ruhe wieder.

Es kann uns Deutschen gewiß einen wunderbaren Stolz schenken, wenn wir diesen geborenen Amerikaner, diesen „Amerikanischdeutschen", in seinem 68. Lebensjahre so für Deutschland glühen sehen, daß er sein

Leben daran wagt. Es muß doch liebenswert sein, dies Land der Heimat, wenn selbst ein Fremdgebürtiger, ein kluger scharfsichtiger Mann, eine solche Liebe trägt für unser Volk.

Vor 41 Jahren, 1873, war dieser Mann nach Deutschland gekommen. Zunächst nur deshalb, weil Deutschland damals als eine Art Mekka für junge amerikanische Gelehrte galt. Der Gegensatz zwischen ihrem unfertigen, noch werdenden Vaterlande und der Reife Deutschlands mit seiner gediegenen und doch vorstürmenden Gelehrsamkeit, seinem unerschrockenen unermüdlichen Forschertum und seinen hohen Gelehrtenzielen war damals blendend und besaß eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf rege junge Geister Amerikas. In diesem alten wertvollen Lande mit seiner reichen geschichtlichen Vergangenheit bleiben zu dürfen und unter solchen Gelehrten zu arbeiten, erschien ein hohes Vorrecht, ein beneidenswertes Los. Auch Gregory war von dieser zunächst wissenschaftlichen Wertschätzung erfaßt worden und blieb in Deutschland von Jahr zu Jahr. Anfangs mochte er wohl an eine Rückkehr nach Amerika als Professor einer amerikanischen Hochschule denken, aber bald erkannte er auch den Vorteil der zentralen Lage, die Deutschland, den alten Quellen näherliegend, für seine Reisen und Forschungen geeigneter als Amerika machte. Zunächst also hatte Gregorys Bevorzugung Deutschlands den nüchternen Grund besseren gelehrten Gewinnes. Allmählich aber wuchs er in Deutschland volkstümlich hinein. Er fand hier zusagende Arbeit, freundliches Entgegenkommen, anregende geistige Umgebung, fühlte sich wohl und glücklich, und nach Men-

schenart begann er das herzlich zu lieben als freundlich und heimatlich, was ihn umgab. Vor 33 Jahren, 1881, hatte er sich so weit in Deutschland hineingelebt, daß er die sächsische Staatsbürgerschaft erwarb, und vor 20 Jahren, 1894, schrieb er dankbar: „Ich war ein fremder Mann, aber Ihr habt mich freundlich zu einem der Euren gemacht.“ Als nun der Krieg ausbrach und Gregory Deutschlands Gefahr erkannte, kam ihm in einer großen Zusammenraffung seine ganze Liebe zu der neuerworbenen Heimat zum Bewußtsein, und er trat mit Leib und Seele für Deutschland ein. Er liebte an Deutschland, außer seiner großen Gelehrsamkeit, die Grundlage seines öffentlichen Lebens: die straffe Zucht, und sein Sinn für ernste Disziplin, der ihn schon als jungen Mann zum Soldatenberufe hingezogen hatte, fand an Deutschland sittliche Freude. Die althergebrachten einheitlichen Bräuche des deutschen Volkslebens sagten seiner Stimmung für geschichtlichen Zusammenhang und bürgerliche Ordnung, die stark in ihm lebte trotz aller scheinbaren Widersprüche seines Handelns, wohltuend zu. Er fühlte, daß Deutschlands öffentliches Leben getragen ward von einem Strom ruhiger besinnlicher Kraft. Das ehrliche gutgeschulte Beamtentum, die vorzüglich geregelte Armenpflege und die Arbeiterversicherungsgesetze fanden seinen bewundernden Beifall.

Aber wenn wir auch erkennen, wie Gregory Deutschland lieb gewann und lieb gewinnen mußte, so wird in uns doch die Frage offen bleiben, warum Gregory in diesem hohen Alter von 68 Jahren als einfacher Soldat ins Feldheer eintrat.

Wir geben am besten die Antwort, die Gregory

selbst im Felde nach zwei Jahren Kriegsdienstes im November 1916 auf die Frage gab: „Warum ich ins deutsche Heer eingetreten bin, und warum ich darin bleibe.“ Es sind Worte, die so ruhig und doch so zündend wirken, die aus einem so vorbildlichen sittlichen Herzen kommen, daß sie sehr viele Zeitungen nach ihrem ersten Abdruck in der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung“ vom 15. Dezember 1916 im Auszug brachten und ein Doktor der Philosophie wünschte, sie als Flugblatt verbreitet zu sehen.

„Ich bin nicht Soldat geworden, um psychologische Studien zu machen, um reisen zu können, um ‚Spaß‘ zu haben, um eine Uniform tragen zu dürfen, oder um meinen Ehrgeiz zu befriedigen. Ich bin Soldat geworden, weil ich es für meine Pflicht hielt.“

„Hätte es Krieg mit Frankreich allein gegeben, wäre mir der Gedanke an Beteiligung vielleicht nicht in den Sinn gekommen. Auch bin ich nicht sicher, daß ein Krieg nur mit Frankreich und mit Rußland mich zum Soldatwerden bewogen haben würde. Als aber England dazu kam, das mächtige England, England, das rücksichtslose Land, England, das die Burenfrauen und -kinder hingemordet hatte, England, das brutal gegen Irland seit Jahrhunderten gehandelt hatte, England, das Indien aussaugt und verhungern läßt, — als England dazu kam, wußte ich, daß es sich um das Ganze handelte. Ich wußte, was für Soldaten die Kolonialtruppen Englands waren, und ich wußte, was für herkulische Gestalten eingreifen würden, falls es zur Teilnahme der weiten ‚Sport‘kreise käme, die sowohl in gebildeten wie in ungebildeten Gruppen des Volkes sich breit machten. Daher sagte ich mir sofort, als es

klar wurde, daß England hinter Frankreich und Rußland stand: ‚Jeder, der eine Flinte tragen kann, muß jetzt mit.‘

„So ist daher der erste Gedanke der gewesen, daß es jetzt galt, alles einzusetzen. Ich fand keine Ruhe. Ich mußte etwas tun, um die Besiegung der Feinde durchführen zu helfen. Dabei habe ich mir keine überspannte Vorstellung von dem gemacht, was ich selber leisten konnte. Ein Major, dem ich mich vorstellte, als ich zum erstenmal in den Schützengraben ging und dem ich von Herzen zugetan bin, wiederholte mir neulich das Wort, das ich zu ihm gesprochen habe. Ich sagte: ‚Ein einzelner kann nur wenig tun. Aber ich möchte mein Zentimeter schieben.‘ Ebensowenig habe ich mir einen hervorragenden Platz im Heere zugedacht. Vor fünfzig Jahren war ich in der amerikanischen Miliz Artillerist und Infanterist gewesen. Das war aber die Zeit der Vorderlader gewesen, Vorderladerkanonen und Vorderladergewehre. Ich stellte mich als Gemeiner, und ich erklärte mich bereit, jeden Dienst, auch den niedrigsten, zu übernehmen. Heute stehe ich auf demselben Standpunkt. Kein Dienst ist mir zu gering, wenn es verlangt wird. Ich habe die Stuben und die Vorsäle in der Kaserne und ich habe die Schützengräben ausgefegt. Ich habe Schanzarbeit getan. Ich weiß nicht, daß ich je über einen Dienstbefehl geklagt hätte. Genug davon. Der erste Gedanke war: ‚Du mußt tun, was du kannst.‘

„Ein Zweites kam hinzu: Seit Jahren habe ich viel mit meinen Mitbürgern zu tun gehabt, und zwar sehr viel mit denen, die man ‚Arbeiter‘ nennt. Nun wurden meine Freunde, die Arbeiter, zum Heeresdienst ein-

gezogen. Mir war es unerträglich, daß die Arbeiter sollten sagen können: ‚Da ist ein Freund von uns, der Professor, der hat es gut. Er wohnt in seinem Hause und er geht auf die Universität, und wir können für ihn in den Krieg ziehen. Das ist ein schöner Freund!‘ Das war der zweite Gedanke, der mich in das Heer trieb. Ich mußte es meinen Arbeiterfreunden zeigen, daß ich mich nicht davor scheute, mit ihnen in Reih und Glied zu stehen, daß ich bereit war, das Schwere des Kriegslebens mit ihnen zu teilen. Ich habe es mit ihnen geteilt.

„Ein dritter Trieb zum Kriegsdienst lag nicht im Stand, sondern im Alter der Kriegsteilnehmer. Gleich am Anfang des Krieges wurden viele zum Dienst eingezogen, die, wenn auch verhältnismäßig jung, doch schon etwas vom bequemen Leben des Erwachsenen gekostet hatten. Sie waren nicht mehr die sorglosen jungen Rekruten und sie hatten schon angefangen, sich in der Welt zurechtzufinden. Sie hatten ihren Skatabend, ihren Stammtisch, ihren Familienkreis, und das alles war ihnen lieb und nötig geworden. Ohne das alles wäre das Leben nichts. Viele von ihnen, und dies wurde mehr und mehr der Fall, als der Krieg fortschritt und noch ältere Leute heranzogen, waren schon völlig selbständig gewesen, und es wurde ihnen schwer, sich dem befehlenden Vorgesetzten zu unterordnen. Die Kleinigkeiten des Dienstes waren ihnen unangenehm. Wozu dies und wozu das? ‚Wenn nur der Krieg vorüber wäre!‘ Ich habe gehofft, daß der Dienst eines noch älteren Mannes den Jüngeren den Dienst annehmbarer erscheinen lassen würde. Ich habe gehofft, daß die Unterordnung eines alten Man-

nes das Sichunterordnen einem jüngeren Manne leichter machen würde. Diese Hoffnung hat mich nicht getäuscht. Oft habe ich Kameraden bemerkt, die hurtiger herbeisprangen, weil der alte Kerl schon da war. Auch habe ich unzählige Male es erlebt, daß Kameraden gerade aus Freundlichkeit und Güte zugegriffen haben, um mir eine Sache zu erleichtern. Das soll nicht prahlerisch gesagt werden, weder so noch so. Ich habe sogar als Vizefeldwebel im Schützengraben bisweilen niedere Dienste verrichtet, wo ich wußte, daß kräftigere jüngere Soldaten nur mit Murren einem Befehl gehorchen würden. Fast immer hat dann irgendeiner mir beigestanden, und ich wußte genau, wie es in den Köpfen von denjenigen aussah, die mit der Zunge flüsternd spotteten.

„Das sind die Gründe, die mich dazu geführt haben, mich in meinem Alter als Freiwilliger zu stellen, und dieselben Gründe haben mich heute bei dem Heere gehalten. Es ist wahr, daß ich mit der Zeit befördert worden bin. Meine Beförderung ist aber nicht von sehr lange her. Ich treffe immer wieder mit Soldaten zusammen, die mich aus nächster Nähe in der Kaserne und im Felde gekannt haben. Gerade jetzt, wo so viele aus den älteren Jahrgängen der Landwehr und des Landsturms zu den Fahnen gerufen werden, gerade jetzt, wo ihnen der Dienst schwer fällt, wo die ungewohnten körperlichen Anstrengungen und wo die Entfernung von der lieben Heimat ihnen schrecklich vorkommt — gerade jetzt will ich dabei bleiben, um zu sagen: ‚Ja, es ist schwer, aber es ist auszuhalten. Ja, es ist schwer, ich weiß es, aber das Vaterland ist es wert.‘“

Die drei Beweggründe, die Gregory für seinen Eintritt ins Heer angibt, lassen sich alle unter den einen großen letzten Beweggrund seines Lebens zusammenfassen: er wollte Helfer sein, Jünger Christi im Dienste der Liebe an den Brüdern. Sein Leben erfüllte der eine Gedanke: die Nachfolge Christi in werktätiger Nächstenliebe. „Allein die Nächstenliebe zog ihn ins Feld," sagt denn auch ein langjähriger Freund von ihm. Die Nächstenliebe, die ein so zartes Gerechtigkeitsgefühl hat, daß sie leidet, wenn der Nächste sich opfern muß und wir selber in Sicherheit bleiben sollen. Wenn Gregory gefragt worden wäre: Wo stünde Christus in dieser Zeit? er hätte geantwortet: Dort, wo die Not am größten ist, im Schützengraben, auf dem Schlachtfelde, bei den bedrängten Brüdern. Dort war auch für Christi Jünger Gregory der einzig mögliche Platz in der Welt. Kein Mensch konnte gewiß mehr die Seligpreisung erfüllen: „Selig sind, die da Frieden wirken", als Gregory in seiner „reinen Neutestamentlichkeit". Aber wie er wußte, daß der ersehnte ewige Weltfriede, solange die „Sünde" hier herrscht, nicht kommen würde, so mußte er zu einer Zeit, da andere Völker den grausamen Krieg entfacht hatten, dort stehen, wo Christus in der schweren Not gestanden hätte: bei den Brüdern im Feld.

Es wird zunächst Anteil finden, wenn ich die Staffeln seines Kriegsdienstes kurz beschreibe, dann aber aus seinen Feldtagebüchern Ausführlicheres gebe. Nachdem er ins Heer eingetreten war, wurde er in Leipzig ausgebildet und rückte am 9. Oktober 1914 zum Gefreiten, am 27. Oktober zum Unteroffizier auf. Sooft er konnte, las er noch in der Universität seine

öffentliche Vorlesung am Montag 6—7 Uhr, und dann sah man ihn in seiner vertragenen Unteroffiziersuniform, die oft noch die Spuren der Feldübungen trug, in der Universität, ein ehrwürdiges Bild, ähnlich dem Fichtes, Niebuhrs, Savignys und Steffens', als sie 1813 bei den Freiwilligen übten. Sein ernstlicher Wunsch, ins Feld zu kommen, erfüllte sich endlich: am 22. Mai 1915 wurde er zum Stabe der 47. verstärkten Landwehrbrigade unter Seiner Exzellenz Generalleutnant M. versetzt. Er errang dieses Ausrücken ins Feld durch die zähe nimmermüde Tatkraft, mit der er den freundlichen, aber anhaltenden Widerstand der Militärbehörden, die den alten Gelehrten nicht opfern wollten, bezwang. Er lag in Boult, drei Stunden nordöstlich Reims, und arbeitete zunächst in der Adjutantur, kam aber nach zwei Monaten, am 17. Juni 1915, auf seinen dringenden Wunsch in die Schützengräben vor Reims bei Fresnes, Witry und Courcy. In der Hauptsache aber blieb er in Boult auf der Adjutantur, wo er für die Gräberlisten Arbeit tat. Der 21. Juli sah seine Ernennung zum Vizefeldwebel. Als Professor Heinrici von der Leipziger Theologischen Fakultät heimging, forderte die Fakultät Gregory für das Winterhalbjahr 1916 zurück, damit er für Heinrici die Vorlesung halte, bis der Nachfolger Professor Leipoldt sein Amt antreten könnte. Nur so, gezwungen und halb wider Willen, kehrte Gregory am 23. Oktober 1915 nach Leipzig zurück. Am 22. September hatte er das Eiserne Kreuz 2. Klasse erhalten und bei seinem Abschied von der Front am 21. Oktober, nach einer kurzen Rede von Exzellenz M. über Gregorys Pflichttreue, die Friedrich-August-Medaille in Silber.

Im Winterhalbjahr las Gregory außer einer Früh-vorlesung über den 1. Korintherbrief eine öffentliche Vorlesung „Deutsche Theologie im 19. Jahrhundert" und leitete das Neutestamentliche Seminar. Dabei versäumte er seinen Dienst im Ersatzbataillon des Landwehrinfanterieregiments 106 keine Stunde. Vor allem hatte er viele Nachtwachen, und die waren ihm wirklich ein großes Opfer und fielen ihm sehr schwer, da er am Tage zu lesen hatte und ein bestimmtes Maß Ruhe brauchte. Als das Winterhalbjahr zu Ende war, und keinen Tag später, am 1. März 1916, verließ er Leipzig, das er nur noch einmal kurze zwei Tage auf einer Dienstreise wiedersehen sollte. Er kam zu seinem alten Regiment als Vizefeldwebel zurück, lag abwechselnd in Bourgogne, in den Schützengräben vor Reims, in Fresnes, Grande Brimont und Boult, wo er wieder über Gräberlisten arbeitete. Eine vierzehntägige befohlene Reise nach Brüssel im Mai 1916 führte ihn zu der Soldatengräberausstellung, wo er fleißig zeichnete. Die meiste Zeit aber lag er 1916 im Schützengraben und tat Kompagniedienst als Zugführer. Zwischendurch war er einige Wochen zu einem Feld-Rekrutendepot befohlen. Am 27. September rückte er zum Offiziersaspiranten auf. Am 13. Oktober wurde er zum Gräberverwaltungsoffizier der 47. Landwehrdivision ernannt mit dem Sitze in Neufchâtel an der Aisne, vier Stunden nordöstlich Reims. Neufchâtel, das der Ort seiner tötlichen Verwundung werden sollte, verließ er, außer bei kurzen Dienstreisen, nicht mehr. Der 16. November 1916 sah seine Beförderung zum Leutnant, er bekam ein eigenes Kommando, „Kommando Gregory", mit zwei Schreibern. Am 27. Januar 1917

erhielt er den Albrechtsorden 2. Klasse mit Schwertern, dessen 1. Klasse er merkwürdigerweise schon seit dem 22. Mai 1908 besaß. Kurz vor seinem Tode hatte er noch die Leitung der Wechselstube in Neufchâtel erhalten. Am Ostermontag, 9. April 1917, ging er heim aus diesem Kriege in das Land des reinen und erlauchten Friedens.

Aber nun zur anschaulichen Fülle des einzelnen, das seine Feldtagebücher bieten. Die zwei Tagebücher sind mit dem Füllfederhalter geschrieben und äußerst genau, wissenschaftlich genau, geführt. Die kleine Schrift, in Zeilen von 4 und 5 Millimeter Abstand, ist schön und klar, selbst wenn sie in den schwierigsten Lagen geschrieben wurde. Nur einige Male kommen Bemerkungen vor wie: „Man sieht aus diesen Zeilen, wie schläfrig ich war," und hier und da ist in den Buchstaben das Rütteln des Eisenbahnwagens deutlich zu spüren. Der Tageseintrag, durchschnittlich zwanzig Zeilen lang, beginnt mit der Angabe des Tages und des Übernachtungsortes, dann folgen die Minute des Aufstehens und das Wetter, dann die Tagesereignisse, die Essenszeiten und der für ihn oft sehr geringe Speisezettel, dann die eingegangenen und abgesandten Briefe, genau gezählt, zuletzt die Zeit des Schlafengehens. Gefühle und Stimmungen sind wenig zu finden. Das Ganze durchweht eine hohe reine Luft der sittlichen Klarheit und Pflichterfüllung. Diese sittliche Zucht reißt noch im Tagebuche mit, wie sie beim Menschen Gregory unwiderstehlich war als starkes Vorbild.

Überall, wohin Gregory kam, hatte er sich zunächst seine Stellung zu schaffen. Denn jeder Mensch mit

Hochziel und Willen, jeder „Idealist“ hat unausgesetzt einen kleinen Kampf mit seiner Umgebung zu führen. Der Edle bringt immer eine heilsame Unruhe mit, wo er hinkommt, und eine gewisse Bestürzung der Menschen umwittert seinen Pfad, denn nur der Durchschnittliche bleibt unangefochten, da er die Schläfrigkeit der Menge nicht stört. Als nun Gregory ins Feld kam, wurde er natürlich von den Offizieren als merkwürdige und für Deutschland ehrenvolle Erscheinung gewürdigt, auch von Prinzen und Generalen mehrfach als der Wundermensch eingeladen, aber er hatte sich doch seine Stellung als sittlicher Mensch erst überall leise und entschieden zu erkämpfen. Schon das eine, daß Gregory weder Wein noch Bier noch Kaffee trank, gab anfangs Gelegenheit zu einem freundschaftlichen Kriege, zu Verwunderung, Entrüstung oder Spott, und einmal verließ Gregory still eine Versammlung, als man einen „faulen Witz“ auf ihn machte. Aber bald erkannten seine Offiziere den Wert und die Treue des Mannes. Mit Exzellenz M., dem Befehlshaber der Division, verband ihn bald Freundschaft, und als er seinen lieben Major K. nach kurzer Trennung wiedersah, „umarmten wir uns“. Derselbe Major war immer um Gregory besorgt: „er hoffe, die Strapazen würden nicht zu viel werden; ich sollte mich sofort an ihn wenden, wenn etwas mir schwer würde“. Schön ist auch der kleine Zug von Freundlichkeit bei einem jüngeren Offizier: „Leutnant E. kam zu mir mitten im Konzert und führte mich zu seinem Stuhl; er stand daneben.“ So hatte sich Gregory bald nach kurzer Zeit Liebe und Hochachtung bei seinen Offizieren erworben.

Die Kameraden wunderten sich wohl auch oft anfangs über den seltsamen, freundlich-ernsten Mann. Manchmal ärgerten sie sich vielleicht auch über ihn, wenn er ihnen, die irgend einmal ein schmutziges Lied sangen, zurief: „Wer unter euch eine Schwester hat und hat sie lieb, der kann ein solches Lied nicht singen." Und wenn er schnell zupackte, wo irgendein mürrischer Soldat über eine Aufgabe maulte, da waren sie wohl auch beschämt: „Sah faulen Soldaten B. mit Ziegelsteinen. Trug fünf auf meiner Schulter hin." Anfangs mochten die Kameraden erstaunt sein, weil er „das schöne Fleisch" nicht aß, aber schließlich freuten sie sich, wenn er es ihnen schenkte. „Aß Gräupchen zu Mittag und gab L. das Fleisch." „Gab das Fleisch aus meinem Abendessen dem K. aus dem 3. Zug." „Gab M. das Fleisch und den einen Kloß und die Hälfte des Sauerkrauts." Einmal freilich heißt es auch: „Holte Gemüse aus der Küche, ehe das Fleisch hineingetan wurde," und ein andermal gar: „Das Essen war Grieß, Gemüse, Nudeln (Fleisch hinausgeworfen)."

Als aber nun die Kameraden sahen, wie der begeisterte ältere Mann ganz nüchtern auch den geringsten Dienst leistete und ihnen in allem mit unendlicher Güte und Hilfsbereitschaft zur Seite stand, wuchs ihre Verehrung, und Gregory wurde ihr „guter Kamerad", im treuesten schönsten Sinne, in dem das deutsche Seelenvolkslied von der Treue des „Guten Kameraden" in Leben und Tod spricht. Gregory tat den geringsten Dienst. „Ich aber bin unter euch wie ein Diener", an dieses Wort Jesu (Lukas 22, 27) denkt man, oder an das andere (Philipper 2, 7): „Er äußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward gleich

wie ein anderer Mensch". Die niedrigsten Dienste tat er schnell selbst, obwohl er einen Burschen hatte. Sein Offiziersrang aber war ihm beim Helfen und Dienen gleichgültig: er war nur Mensch und Bruder. „Heute habe ich meine Stube wie gewöhnlich in Ordnung gebracht und den Eimer hinuntergetragen und ausgeleert und den Krug und die Flasche gefüllt." „Fegte das Wasser, die Pfützen im Stengel-Graben aus." „Mit einer Schippe reinigte ich den Weg zum rechten Horchposten vom Schlamme." „Borgte einen Besen vom Stallburschen und fegte die Spinnweben von dem Abort heraus." Wo er einem Menschen eine Gefälligkeit erweisen konnte, tat er's. Ein Kamerad erzählte ihm beiläufig in Brüssel, daß er ein Buch verloren habe. Gregory tat noch spät abends zwei Gänge und des anderen Morgens wiederum einen Gang auf die Fundstätten in Brüssel, um nach dem Buche zu fragen. „Trug Paket zu Pfarrer B. in seine Wohnung und die Post zu Pfarrer A." Er teilte, wenn er etwas bekam, mit seinen Kameraden. „Das Mittagessen von S. habe ich mit L., V. und W. geteilt. D. hat mir einen Streuselkuchen und ein großes Stückchen Apfelkuchen geschickt, die ich mit L., V. und W. gegessen habe." „Holte Frühstücksbemmchen, die ich im Zug zwei Soldaten gab."

Zu seinen drei Putzern, die er nacheinander hatte, war er freundlich väterlich gesinnt. Zwar einmal muß er schreiben: „L. hat mit den Küchenleuten zwei Flaschen Branntwein zur Feier seines Eisernen Kreuzes getrunken und ist angeheitert nach Hause gekommen. Er hat ein ‚feines rohes Beefsteak' mitgebracht. Als ich (nachts 1 Uhr) fortging, saß L. auf der dunklen

Treppe draußen, um ‚abzukühlen.‘“ Noch aus dem Humor dieser Beobachtung spricht die Liebe, die er zu seinem Burschen hatte. Und am anderen Tag heißt es schon wieder: „L. kam mit meinen Sachen; fütterte ihn, denn er war müde.“ Sein letzter Bursche schreibt: „Er war zu mir wie ein Vater und hat mir viel von seinem Leben erzählt. Unsere Mahlzeiten nahmen wir gemeinschaftlich an einem Tisch ein. Er aß dasselbe Essen wie ich, aus der Feldküche. Als ich zu ihm hinkam, sagte er gleich: Meine Stube können Sie so gut bewohnen wie ich. Auch nahm er an meinen Familienverhältnissen teil.“ Einmal finden wir den Satz treuester Besorgnis im Tagebuche: „Mein Bursch ist heute irgendwie anders. Ob er krank ist?“ Und weiter: „F. brummig um Mittag; warum, ahne ich nicht.“ Oder er fordert den Burschen besonders auf, abends in seinen Unterstand, in seine Stube zu kommen, um beim besseren Lichte schreiben zu können. Wo er konnte, suchte er die Kameraden in seiner lieben freundlichen Art zu belehren. „Gespräch mit E. über Abstinenz.“ „Erzählte D. etwas über die Sterne. Gab D. den Vers für den Tierkreis, und nach dem Dienste habe ich ihm die Sternbilder gezeigt.“

Als Soldat war er rücksichtslos mutig. Die Treue und der Opferwille waren ihm selbstverständlich. Als er in Boult sein mußte, schrieb er: „Beim Abendessen wurde von den großen Verlusten von L. J. R. 106, 2. Bataillon, erzählt. Ich sagte, ich möchte jetzt bei meiner Kompagnie sein.“ „Heute sagte ich dem Hauptmann, ich wollte mit L. Patrouille gehen. Er sagte, er dürfte das nicht auf sich nehmen, weil die Franzosen Skandal über das Einziehen der siebzigjährigen Leute

machen würden, wenn sie mich gefangennehmen sollten." „Ich wollte W., der (auf einer Patrouille schwer verwundet) um Hilfe gerufen hatte, holen, aber B. und M. weigerten sich, mir den Weg zu ihm zu zeigen. Blieb eine Zeitlang vor dem linken Horchposten und dann neben dem rechten Horchposten. Es scheint, daß die Franzosen ihn hereingeholt haben." „S. und G. zeigten mir die französische Fahne, die gestern Abend vor unsere Stellung aufgepflanzt wurde. S. ließ nicht zu, daß ich sie hereinhole." „Leutnant S. las mir den Befehl über weitere Offiziere für die Somme vor. Ich sagte ihm, ich wäre bereit, zu gehen. Er meinte, man würde mich nicht schicken." In allen diesen Fällen wird es Gregory zwar schmerzlich gewesen sein, daß man ihn zurückstellte, wir aber bewundern den Zartsinn und die Fürsorge seiner Vorgesetzten und Kameraden, wie wir uns an Gregorys Mut freuen, einem Mut, der jedoch nie tollkühn ward.

Ihm lag nicht am Ruhm, am treuen Dienst lag ihm. Als er von seinem Hauptmann nach mehr als dreiviertel Jahren ununterbrochenen Dienstes einen Urlaub angeboten erhielt, und auch schon Vertretung für ihn bereit stand, sagte er: „Ich möchte nicht fort, bis der Krieg fertig ist." Und als ihm einmal derselbe Hauptmann, irrtümlich, wie sich später herausstellte, die Wahl ließ: entweder Rückkehr zum Schützengraben als Vizefeldwebel oder Beförderung zum Leutnant und Heimatdienst, antwortete er: „Ich sagte, es käme mir nicht auf Beförderung, sondern auf Dienst an, und ich würde in den Schützengraben zurückkehren." Als er dann wirklich kurz darauf in den Schützengraben zurückbefohlen wurde, schrieb er ins stille Tagebuch



Auf dem Wege zum Schützengraben.
17. Juni 1915.



Beim Sägen. 10. Oktober 1916.



Das Wohnhaus Gregorys in Neufchâtel neben der Kirche mit dem abgetragenen Turm.



Das Wohnhaus Gregorys mit dem Granateinsch'ag. 1, 2: Gregorys Zimmer, 3: Das Zimmer des Burschen.

den Freudenruf: „Hurra! Jetzt gilt es einpacken.“ Alle Mühen des Feldlebens, alle Gefahren des Grabenkrieges hat er mitgemacht. Einmal saß er in seinem 34 Stufen tiefen Unterstande und erlebte es, daß „ein halbes Dutzend Granaten ungefähr auf das Dach meines Unterstandes fielen“. Ein anderer gefährlicher Unterstand von ihm lag „ganz vorn im Trichter“. Nachts hatte er gewöhnlich die Horchposten vorn vor der Schützenlinie durchzugehen. Auch das war keine leichte Sache. In seinem Tagebuche klagt er nie, er berichtet nur kurz. Uns freilich, die wir ihn lieb hatten, tut es jetzt weh, wenn wir die Einträge lesen: „Ich war naß die ganze Nacht.“ „Schlief oft, auch stehend, ein.“ „Füße noch von vorgestern naß.“ „Meine Füße waren wie Eis, als ich zu Bett ging, und sind erst gegen 2,30 Vm. warm geworden, so daß ich schlafen konnte.“ „Ich habe eine Ahnung von Stechen beim Einatmen in der linken Brust gehabt.“ Auch die gewöhnlichen Unannehmlichkeiten des Feldsoldaten machte er natürlich durch. „Ratten liefen herum, und auf mich sogar ein paarmal herauf. Leuchtete mit Taschenlampe, sah sie aber nicht.“ „Brot an die Wand mit einer Schnur angebracht, um es von den Mäusen frei zu halten.“ „Diese Nacht habe ich zwischen Flöhen und Ratten sehr wenig geschlafen.“ Und auch das erlebte er: „Nähte Loch in Hose zu.“

Der christliche Gelehrte in Gregory verleugnete sich im feldgrauen Rocke nicht. Er war glücklich, als er eine Bibliothek „ausgraben“ durfte. Er hatte ja schon manche Bibliothek in seinem Leben ausgegraben, manche Handschrift ans Licht gezogen. Hier handelte

es sich um das Archiv des zusammengeschossenen Gemeindeamtes zu Courcy. Er grub unter anderem aus den Trümmern sorgsam alte Taufisten des 17. Jahrhunderts aus und entdeckte dabei auch zwei Quittungen mit Unterschriften vom Grafen Pourtalès und einige Berichte über die „Preußen" in Courcy 1870. Seine gefundenen Schätze, die er mit gewohnter gelehrter Peinlichkeit ordnete, vereinigte er zu einer ganzen „Ausstellung", die er seinen Vorgesetzten zeigte. Die geretteten Sachen wurden den Franzosen, wie das für Deutsche selbstverständlich ist, sorgfältig zurückgegeben. Und glücklich war Gregory, als er im Park des Schlosses Brimont einen christlich-römischen Stein aus dem 4. Jahrhundert entdeckte. Er zeichnete und untersuchte ihn aufs genaueste.

Das Gefühl für „Liebliches", um diesen süddeutschen Ausdruck mit seinem so herzlichen Klange zu gebrauchen, hatte Gregory immer besessen, auch im Felde verließ es ihn nicht. „Heute waren zwei Wasserlilien aufgeblüht," berichtet das Tagebuch. Er pflückte Margeritenblumen vom Grabe eines Soldaten und schickte sie der Frau des Gefallenen. Zwei Kameraden „brachten mir einen kranken Vogel, der mir übergeben wurde". Sie wußten, er war bei Gregory in der lindesten Pflege. Ein kleiner weißer Hund lief ihm in der Nacht nach, als spürte er den guten Menschen. Er pflückte frühe Märzblumen und schickte sie seiner Frau zu. „Preßte Blumen." An seine kleinen Freunde, die Kinder, schrieb er Postkarten mit dem Bilde seines guten Rappen Nina. Eine Karte lautet: „Liebe Erna! Nina schickt Dir ihr Bild mit einem schönen Gruß.

Sage auch viele Grüße Deiner Mutter und dem Onkel und der Tante, auch Deinen lieben Großeltern, sobald Du sie siehst. Mit herzlichem Gruß Dein Freund Caspar René Gregory." An die Klassenfreundinnen seiner jüngsten Tochter sandte er Blumenkarten mit lieblichen, ernsten, selbstverfaßten Sprüchen.

Seine Speisegrundsätze, aufgebaut auf neuester Lebensgestaltung, die er schon im Frieden geübt hatte, befolgte er auch im Felde. Das erste Gebot richtiger Ernährung heißt: gut kauen! Gregory schreibt einmal: „Mittagessen: Gräupchen, die eine endlose Kauzeit nötig haben." Frühmorgens frühstückte er am liebsten gar nicht. „Aß Frühstück heute, das erstemal seit langem." „Den ersten Bissen für heute habe ich nach 1.30 Nm. gegessen." „Ich ging zum Antreten um 7.30 Vm., ohne einen Tropfen zu trinken oder ein Krümchen zu essen." Seine große Bedürfnislosigkeit lesen wir aus einem Satze, den er an einem Nachmittage schrieb: „Ich habe seit gestern Nachmittag fast nichts gegessen." Fleisch, Kaffee und Alkohol mied er streng. „Er sagte scherzhaft, er hätte mich nicht nach B. eingeladen, hätte er gewußt, daß ich Bier und Wein nicht trank." „Sie haben mir ein Glas Wein eingeschenkt. — Als ich etwa um 1 Uhr wegging, war noch viel von dem Wein in meinem Glas." „Trank Kaffee (nämlich heißes Wasser mit Zucker)."

Wenn er einen Vegetarier traf, zeichnete er das voll Freude über den Gesinnungsgenossen in sein Tagebuch ein. Wo er konnte, aß er Grünes, Früchte und Nüsse. „Schnitt Löwenzahnsalat gegen Landau-Ferme zu, und Frau Brisfert hat ihn zubereitet; dabei

warf sie viel zu viel weg oder behielt es für sich." Frühmorgens, wenn es ging, vor allem in Neufchâtel, „strich" er sich mit kaltem Wasser „splitternackt ab". Als er einmal bei einem Kameraden eine Hantel entdeckte, übte er sogleich. „Stemmte 25-Pfundhantel mit Ruck 25mal mit jeder Hand." Jedem Lebensneugestalter ist auch der Atem wichtig. Einen merkwürdigen Gedanken darüber, den die Ärzte verfolgen mögen, bringt das Tagebuch: „Seit Jahren suche ich nach einer einfachen, schnellen, praktischen Weise, die im Atem durch übermäßige Nahrungseinnahme hervorgerufene Änderung — diese Änderung ist das Zeichen einer anfangenden Unregelmäßigkeit, d. h. Krankheit — festzustellen. An Lakmus habe ich gedacht, ohne eine praktische Anwendung zu finden. Heute früh beim Lesen eines Makulaturblattes, worauf von Spektralanalyse die Rede, fällt es mir ein, daß die Spektralanalyse für jenen Fall wichtig wäre. Es kann sein, daß die Apparate für Diagnose zu groß und umständlich wären. Aber für mich ist das Erste die Feststellung dieser Änderung in dem Atem, und diese Feststellung könnte durch die Spektralanalyse gemacht werden." Sooft er konnte, ging er barhäuptig und nahm etwa auf einsamen Wegen seine Mütze unter den Arm, wobei er sie freilich einmal verlor und erst nach längerem Zurückgehen wiederfand. Seine Anteilnahme am Handwerk bewies er damit, daß er noch im Felde durch ein Gesuch ans Ministerium eine Beihilfe für den Handfertigkeitsunterricht seiner Leipziger Schülerwerkstatt erlangte.

Gregorys sozialer Sinn, besser sein Sinn für Bruderliebe im Geiste der Bergpredigt, ließ ihn im ge-

ringsten Soldaten, der ihm begegnete, eine wertvolle Erscheinung sehen, der er seine ganze Aufmerksamkeit widmete. Wenn er einen Kameraden traf und mit ihm ins Gespräch kam, erkundigte er sich sofort eingehend nach seinem Berufe und seinen Familienverhältnissen. Ich denke mir, diese warme Anteilnahme hat ihm vor allem die Liebe der Kameraden zuschlagen lassen. Sie spürten als Unterton im Gespräch mit ihm, daß der warmherzige Mann echtes Mitgefühl für sie hatte und sie als solche Menschen behandelte, denen man ernsteste Aufmerksamkeit widmen muß. Abends, wenn er zum Schreiben kam, zeichnete dann Gregory genauestens auf, was er erfahren hatte, und bewies somit, einmal, daß es ihm wirklich ernst mit seiner Anteilnahme gewesen war, und zweitens, daß er nicht nur oberflächlich gefragt, sondern sich alles ganz genau gemerkt hatte. „Schneider-Zimmermann-Koch G. von der Straßenbau-Kompagnie nähte mir die Ösen für die Ordensschnalle. Er ist in Ottensweiler, Baden, geboren und lebte in Ladenburg bei Mannheim. Sein Vater starb, als er ein Kind war. Er als ältester der 7 Geschwister (2 Schwestern [. . . . und Emma] und 4 Brüder) sorgte für das Haus und kochte, während die Mutter fort auf Arbeit war. Er wurde Schneider, nach 5 Jahren aber sagte der Arzt, er muß Arbeit im Freien haben. Er schippte Erde eine Zeitlang in Mannheim. War Weihnachten zu Hause. Trug Bretter; fiel und riß Wade auf. Lernte Zimmermann. Fuhr dreimal (?) die Woche nach Mannheim abends in die Gewerbeschule. Die Familie behält noch das Familienhaus." Oder eine Stelle des Tagebuches: „K. hat ein Weißwaren-Stickerei-Geschäft in Auer-

bach im Vogtland, wo Nostitz-Wallwitz Amtshauptmann war. K.s Kinder sind Charlotte 11 J., Helmut 8, Erster in seiner Klasse in der mittleren Bürgerschule, wird Ostern 1917 auf die Realschule gehen, und Ruth 5 Jahre alt. Elise M. in Stützengrün steppt für ihn und arbeitet sauber." (Elise M. war die Tochter seines zweiten Putzers.) Solcher und ähnlicher Stellen hat das Tagebuch unzählige. Sie lehren uns, daß sein Sozialismus nicht nur Redensart oder blasse Gedankenrichtung, sondern jesusmäßig wärmste, vollblütigste, dichterische Anteilnahme am Geschick des einzelnen, Aug in Auge, Hand in Hand, Herz zum Herzen war. Gleichzeitig schrieb er in einem Briefe über die Aufgabe des christlichen sozialen Helfers: „Bücher wird man gelegentlich zu Rate ziehen, doch wird wohl die Hauptsache persönliche Kenntnis von und Bekanntschaft mit Personen sein."

Seine Arbeit an den Gräbern war für ihn wie geschaffen. Zwar wäre er vielleicht lieber nach dem Osten gegangen. Er kannte Palästina und das ägyptische Grenzland, kannte den Sinai, sprach Türkisch und Arabisch und trieb noch im Felde Türkisch weiter, er wäre dort gewiß von Wert gewesen. Aber die Verbindung kriegerischer und gelehrter Sammelarbeit bei der Tätigkeit an den Heldengräbern war wie für Gregory geschaffen, die „Pietät" dieser Arbeit lag seinem ehrfurchtsvollen Geiste, das unermüdliche Forschen nach verschollenen oder unbekannten Gräbern kam seiner Nächstenliebe entgegen und die Verbindung mit den Trauernden in der Heimat seiner warmen Güte. Dazu kam noch die Freiheit dieser Arbeit, denn ihm waren Dienstreisen im ganzen Bereiche seiner

Division gestattet. Er hatte über zehn Friedhöfe zu verwalten, die Überführung von Gefallenen in die Heimat zu leiten, Umbettungen aus freiem Gelände auf Friedhöfe vorzunehmen, neue Friedhöfe abzugrenzen und anzulegen, Gräberlisten zu führen und zu ergänzen und Lichtbilder von Gräbern an die Angehörigen in der Heimat zu senden. Um seine Dienstgänge leichter auszuführen, bekam er ein Pferd zum Reiten und später sogar einen Wagen, den er aber kaum benutzte. „Mein erster Ritt seit etwa fünfundzwanzig Jahren, abgesehen von einem halben Tag in Palästina," berichtet er am Tage des ersten Rittes. Sein Pferd war ein „schöner schwarzer Rappe," eine Stute, die er „Nina" taufte. Am liebsten ritt Gregory ohne Steigbügel und benutzte nur den linken zum Aufsteigen, so daß ihn sein General den „Kosakenoffizier" nannte. Selbstverständlich befolgte er den Spruch: Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes. „Er war ein großer Tierfreund, er war sehr lieb zu Nina," schreibt sein Bursche. Das Tagebuch berichtet: „Das Pferd Nina ist müde, so werde ich heute nicht reiten." „Nina hatte heute irgendeine Anschwellung an einem der Hinterfüße, so daß ich sie stehen oder ruhen ließ." Zu Zeiten mußte es aber scharf hergehen. An einem Tage war Gregory über sieben Stunden im Sattel und ritt etwa einen Weg von zehn Fußstunden. Das gute Tier Nina hat freilich die Güte seines Herrn nicht recht belohnt, denn einmal warf es Gregory hin, ein andermal ab. Das erstemal riß sich das offenbar etwas kriegszittrige, sonst wohlgenährte Tier, am Zügel geführt, los, und Gregory schlug hin und verletzte sich das linke Knie schwer zu einer Wunde, die

etwa drei Wochen lang schmerzte. Das zweitemal, zwei und eine halbe Woche vor seinem Tode, fiel Nina mitsamt ihrem Reiter und verwundete ihn auch wieder am linken Knie. Diese schmerzhafte und schwierige Verwundung fesselte ihn bis zu seinem Tode ans Bett.

Gregory scheute keine Gefahr und wagte fast manchmal sein Leben daran, um das Aufsuchen und Sammeln und Umbetten von Gräbern treu zu leisten. „Fand zwei Gräber. Kroch zu ihnen hinaus.“ „Man schien auf mich zu schießen.“ „Ich bin noch naß vom Regen. Der Wind war den ganzen Tag Sturmwind. Während eines großen Teiles des Weges im Graben wurde der Graben heftig beschossen. Viel vom Graben war zerstört. Die Minen und Granaten krachten überall um mich. Ich lief über die Haufen Erde. Dabei war der Starkstromdraht, der abgerissen von den Stiften war und in und aus der lockeren Erde lief, sorgfältig zu vermeiden. An ein paar Stellen war Stacheldraht im Weg. An einigen Stellen war der Wirrwarr von Erde, Stangen, Faschinen und Drähten schwer zu durchklettern. Nachdem ich über die besonders schlimme Stelle hinaus war, wurde die Beschießung zu einem Trommelfeuer, und einzelne Granaten fielen auch in meiner Nähe. Auf dem Kanal fuhr ein kleines Motorboot an mir vorüber. Die Nacht war finster, doch ließen die Wolken einige Sterne durch, ehe ich in Drainville ankam. Ich habe von dem Butterbrot in Neufchâtel früh bis zum Brot mit Äpfeln um 11,30 Nm. in Drainville nichts gegessen, nur daß ich kurz vor Drainville, als ich mich schwach zu fühlen angefangen habe, zwei Kola-Pastillen eingenommen habe. Sie haben mich

wieder aufgerichtet." (30. Oktober 1916.) Das sind drei Stellen aus dem Tagebuche, die Gregorys Treue bei seiner Arbeit wundervoll offenbaren.

Zur Arbeit an den Gräbern gehörte schon ein starkes Herz. Die Ausgrabung und Umbettung von Leichen, die oft schon jahrelang gelegen hatten, zu leiten und mit anzusehen, erforderte Ruhe und Kaltblütigkeit und — Glauben, daß nur die „Gestalt dieser Erde" vergeht. „Ich ritt übers Feld und sah den Sarg öffnen. Es war W. L. aus Dresden. In seinen Kleidern fanden wir das goldene Medaillon mit der Photographie (seiner Braut), einen Brief von seiner Mutter, eine Haarlocke und einen' von den abergläubischen Schutz- und Trutzbriefen." „Man fing 8,20 Vm. (mit dem Ausgraben) an, um 8,55 stieß man auf den Sarg; um 9,25 wurde der Sarg heraufgelockert und um 9,30 herausgehoben. Wunde an linker Brust (?). Browning-Patronen in Tasche. Name B . . . auf dem Sarg." „Leiche eben am Rand des Grabens durch Granate aufgedeckt." „Eine Granate hat ein französisches Grab aufgewühlt und zwei Füße mit Schnürschuhen und Gamaschen herausgeworfen." Gregory ertrug diese Furchtbarkeiten leicht, denn er war ein frommer Mann, und für fromme Menschen hat der Tod kein Grauen mehr.

Um das Grab des Schriftstellers Hermann Löns, des Wald- und Heidefreundes, hat sich Gregory mehrfach gekümmert. Seine letzte Freude aber war, daß ihm die Auffindung und Überführung zweier Leichen nach Berlin gelang, deren Vater, Geheimrat M., sich schon seit 1914 um die Überführung ernstlich bemühte. Als er die Hoffnung fast schon aufgab, wurde er auf

Gregory aufmerksam gemacht: er sei der einzige, der helfen könne. Und Gregory, der Helfer, half. Es gelang ihm, die Gräber in der Feuerlinie aufzufinden und die Ausgrabung unter großen Mühen und Gefahren vorzunehmen. Die Überführung nach Berlin überwachte er selbst. Auf dem Rückweg von Berlin war er vom 9.—11. März noch einmal kurz in Leipzig nach einer Abwesenheit von über einem Jahre. Es war das letztemal, daß er seine Heimat, seine Frau, seine Kinder, sein Häuschen und die Stätte seiner 40jährigen Lebensarbeit sah.

Es ist, bevor wir zu seinem Tode kommen, noch kurz die Frage aufzuwerfen: wie dachte Gregory über den Eintritt Amerikas, seines ersten Vaterlandes, in den Krieg gegen seine zweite Heimat, Deutschland? Er war vor 41 Jahren nach Deutschland gekommen, weil damals Deutschland die Hochschule der Welt für Bibelwissenschaft war. Allmählich hatte er warme Liebe für Deutschland gewonnen und war langsam und stark in deutsches Leben und deutsche Heimatluft hineingewachsen. Er fühlte sich als Deutscher durchaus und dachte politisch ganz deutsch. Für eine starke deutsche Wehrmacht war er ebenso eingetreten wie er sich 1898—1900 an der Durchsetzung des deutschen Flottengesetzes werbend beteiligt hatte. Er war ein D e u t s c h e r. Aber natürlich blieb ihm Amerika immer ein Gegenstand seiner Anteilnahme, oft seiner Sorge. Das Tagebuch berichtet unter dem 6. Februar 1917: „Als ich ins Quartier zurückkam, hörte ich, daß der unsinnige Wilson die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abgebrochen hat." Deshalb waren ihm Wilson und seine Geldmachtstreber und

Kriegshetzer äußerst verächtlich. Er entwarf schon am 5. April 1916 eine Zeichnung, auf der die Amerikaner „nach ihrer Auffassung als Friedenstaube, und in der Tat als Aasgeier" dargestellt waren. Aber er blieb voller Zuversicht auf den glücklichen Ausgang des Krieges und spottete: „Da Wilson ein solcher Schafskopf ist, ist es sehr gut, daß wir ins Klare mit ihm gekommen sind. Erklärt er uns den Krieg, dann werden wir mit den anderen fertig sein, ehe er anfangen kann, und er wird seinen Krieg für sich haben." „Amerika hat für den Erfolg Verständnis. Keine anderen Gründe können das drüben alles bedeckende Lügengewebe zerreißen. Wir müssen unseren Gegner mit beiden Schultern auf dem Erdboden festhalten und ihm sagen: Jetzt hörst du einmal. So verhält sich die Sache." Aber freilich wird auch das Wort eines Kriegsberichterstatters seine Geltung finden müssen: „Die jüngste Entwicklung der Dinge wird in der aufrechten und reinen Seele dieses Mannes gewiß auch tiefe Konflikte heraufbeschworen haben." Denn sein Sohn und eine seiner Töchter weilten in Amerika, einige seiner amerikanischen Neffen waren für das Heer gegen Mexiko eingezogen worden, und Gregory mußte befürchten, daß sie auch für den Kampf gegen Deutschland im Heere behalten werden würden.

So war es also doch vielleicht viel mehr, als wir zu ahnen vermögen, die große Weisheit und liebevolle Barmherzigkeit unseres Gottes, die ihn heimrief. Er stand nun im 71. Lebensjahre. Seinen 70. Geburtstag hatte er still und mit der gewohnten Arbeit beschäftigt in Neufchâtel verlebt. Die Universität und die Fakultät, viele seiner Freunde, Offiziere und Ka-

meraden hatten ihn beglückwünscht. Sogar die meisten Tageblätter in Deutschland und Österreich hatten den Tag ehrenvoll erwähnt. Eine geplante Denkschrift von einem seiner ältesten und treuesten wissenschaftlichen Freunde und Schüler war durch den Krieg leider verhindert worden. Gregory ging nun ins achte Jahrzehnt seines Lebens. Wenige Tage, nachdem er von Leipzig zurückgekehrt war, am 22. März 1917, „fiel Nina", berichtet das Tagebuch, „und schlug sich wund über dem linken Auge. Mein linkes Knie schlug schwer auf, die linke Seite des Knies. Als sie sich erhob, rollte ich mit dem linken Bein von unter ihr weg. Glücklicherweise hat sie ihre Knie nicht wund geschlagen. Mein Knie habe ich nicht beachtet, aber mitten in der Nacht ist es stark angeschwollen und sehr schmerzhaft gewesen. Ich weckte F., und er legte einen Prießnitz darum." Diese schmerzhafte und schwierige Quetschung fesselte ihn bis zu seinem Tode ans Bett. Das Bein schwoll immer mehr an, und der Arzt entschloß sich, den Bluterguß „anzubohren". „Stabsarzt D. nahm mein Bein vor, um die ‚Blase' oder den tiefliegenden Bluterguß auszuleeren. Die zuerst versuchte Nadel konnte nichts ausrichten, weil das Blut dick geronnen war. Er holte dann eine große Kanüle und quetschte dann das dicke schwarze Blut durch sie heraus unter unsäglichen Schmerzen. Dann hat er die Stelle verbunden und mir befohlen, das Bein hoch zu legen. Arbeitete den ganzen Nachmittag. — Schwindelig." (3. April.) Tag für Tag berichtet nun das Tagebuch: „Im Bett mit gequetschtem Bein."

Zu diesem körperlichen Mißgeschick kam noch die

wachsende Gefahr durch die Beschießung des Ortes. Weittragende französische Geschütze setzten am 29. März mit Trommelfeuer ein. Der Bericht lautet von diesem Tage: „Alarmbereitschaft. Trommelfeuer.“ Vor allen Dingen waren die Kirche und der Platz um die Kirche gefährdet. Zwar hatten unsere Truppen schon seit dem 29. November 1916 den Kirchturm abgebaut, damit er nicht als feindliches Ziel gelten konnte, aber Gregorys Wohnung lag im ersten Stockwerk des unmittelbar der Kirche benachbarten Hauses. Das war gefährlich. Am 31. März heißt es wieder: „Trommelfeuer.“ Am 4. April: „Wir haben gegen 4 Uhr Nm. eine heftige Beschießung angefangen. Abends ist meine Stube so erschüttert gewesen, daß die Vorhänge zweimal herabfielen. Regen.“ Am 6. April (Karfreitag): „Schweres Geschützfeuer den ganzen Nachmittag. Fliegerglocke läutete für französische Flieger. Der Westbahnhof wurde beschossen.“ Am 7. April (Ostersonnabend): „Kein Geschützfeuer soweit heute Abend.“ In der Nacht vom Ostersonntag zum Ostermontag, seinem letzten Lebenstage: „Geschützfeuer während der Nacht, das gegen drei Uhr recht heftig wurde und bis früh anhielt.“ Gregorys Bursche war erst am Ostersonntag früh nach einem kurzen sechstägigen Urlaub zurückgekehrt, so daß Gregory also sieben Tage in Krankheit und Beschießungsgefahr ganz allein und fast ohne Pflege in seiner Kammer lag. Doch unermüdlich treu arbeitete er bis zuletzt, denn eben deshalb ließ er sich nicht in ein rückwärtiges Lazarett überführen, damit seine befohlene Arbeit nicht unterbrochen würde. „Sei getreu bis an den Tod ...“

Der letzte Eintrag ins Tagebuch, wenige Augen-

blicke vor seiner tödlichen Verwundung beendet, lautet: „9. April 1917: Oster-Montag: Neufchâtel. Im Bett mit gequetschtem Bein. Heftiger Regen mit Wind. Oberleutnant R. gegen die geplante Erweiterung des Friedhofs in Neufchâtel. Rittmeister M. und ich bleiben dabei. Nach Tisch starkes Geschützfeuer mit über uns weg sausenden Granaten. Um 4,15 Nm. Schneegestöber und dann Sonnenschein." Kurz nach 4,15 setzte die Beschießung des Ortes erneut ein. Schon die zweite Granate war ein Volltreffer in Gregorys Haus. Er lag im Bett, der Bursche war kurz zuvor weggegangen. Die Granate platzte im Zimmer des Burschen und riß in der Scheidewand, die beide Stuben trennte, ein metergroßes Loch. Und gerade an dieser Scheidewand stand Gregorys Bett. Ein Granatsplitter traf ihn in die rechte Seite des Unterleibes. Als der Bursche nicht lange darauf von seinem kurzen Ausgang zurückkehrte, sagte Gregory: „Ich bin leicht verwundet und habe einen furchtbaren Druck gegen den Unterleib bekommen. Es ist am besten, Sie tragen mich gleich so weg wie ich hier liege." Sonst war er still. Der herbeigerufene Arzt sagte leise zum Burschen: Schwer verwundet, hoffnungslos! Aber Gregory dachte nicht, daß er sterben würde. Seine letzten Worte zu seinem Burschen waren: „Heben Sie meine Sachen gut auf!" Als ihn der Arzt mit dem Burschen heruntertrug, ward er immer schwächer, ohne daß ihn das Bewußtsein verließ. Zuerst wurde er in den Sanitätsunterstand getragen, von dort aus aber mit dem Kraftwagen nach dem Feldlazarett 28 Villers devant le Thour gefahren. Das Lazarett liegt etwa reichlich drei Wegstunden rückwärts

Neufchâtel. Kurz vor 8 Uhr abends lieferte die Sanitätsmannschaft den Schwerverwundeten ein. Der Arzt schreibt: „Sein Zustand war hoffnungslos, der Puls nicht mehr fühlbar... Eine Operation konnte ihm bei dem schweren Erschöpfungszustand nicht zugemutet werden. ... Wenn ich ihn streichelte oder das Haar strich, sagte er: ‚Das tut gut!' Im allgemeinen war er jedoch apathisch und äußerte nichts; ich glaube bestimmt, daß er sich der Schwere seines Zustandes nicht bewußt war. — So schlief er sanft und auch schmerzlos, wie ich versichern kann, ein." Es war am Abend dieses zweiten Osterfeiertags, am 9. April 1917, 9,40 abends.

Die Beerdigung fand am Donnerstag, den 12. April 1917, nachmittags 4 Uhr, auf dem tags zuvor neu angelegten Lazarettfriedhofe in Villers devant le Thour statt. Das Grab trägt die Nummer 27. Der Beerdigung wohnten außer seinem Burschen nur noch drei andere Kameraden bei. Mehr Freunde konnten nicht teilnehmen, da die Division unterdessen verschoben worden war. Der Lazarettgeistliche hielt eine Grabrede, die die Bedeutung des Toten zum Ausdruck brachte. Das Grab, bald mit Kreuz und Kränzen geschmückt, liegt mit der Kopfseite an einer schönen grünen Hecke. Die Vögel der Luft mögen kommen und dort nisten, es ist ein stiller guter Platz voll Frieden.

Ein Tagesschriftsteller meinte, der greise Held sei „einem blöden Zufallstreffer" zum Opfer gefallen. Wir wissen es besser: „Gott kann durch des Todes Türen träumend führen und macht uns auf einmal frei." Wir wollen auch nicht vom Tode reden, aus unserem Sprachschatz sei das Wort „sterben" getilgt.

Gregory ging voll Frieden zum Vater heim.

In seinem Nachlaß fanden sich vier kleine Zettel, die eine Grabrede bringen, die Gregory irgendwo und irgendwann einmal bei der Bestattung gefallener Kameraden gehalten hat. Jetzt mag diese kurze Rede uns selber trösten, die wir an Gregorys Grabe stehen. „Kameraden! Wir sind heute hier versammelt, um einer letzten Pflicht gegen die heimgegangenen Kameraden zu genügen. Wir sind hier versammelt? Nur wir, die wir uns gegenseitig ins Gesicht schauen? Eher ist diese Versammlung einer zwiefachen Art. Wir und die Heimgegangenen feiern hier heute. Wir sichtbar, sie unsichtbar. Sie sind getrennt von dem äußerlichen irdischen Leben. Sie haben die schönste Trennungsweise gewählt, nämlich die der Selbstaufopferung. Man opfert nach Maß im täglichen Leben. Man gibt etwas als Preis hin, gibt etwas preis, um das zu erhalten, das zu erreichen, was uns des Preises wert zu sein scheint. Man gibt Arbeit, man gibt Sorge, man gibt Silber und Gold, man gibt Haus und Land zur Not hin. Das Höchste aber, das man geben kann, ist sich selbst. Dieses Höchste haben die hier in die Erde versenkten Kameraden für das Vaterland hingegeben. Sie haben sich selbst auf den Opferaltar gelegt. — Da sollen wir dann nicht trauern. Wir sollen in Freuden stolz auf sie sein. Stolz, daß sie unsere Genossen gewesen sind, stolz, daß wir ihre Genossen sein durften. — Niemand soll aber zu uns kommen und klagend sagen: ‚Sie sind doch tot! Sie sind doch hin! Sie haben keinen Anteil mehr an unserem Tun und Treiben. Wenigstens wissen wir nichts von einem weiteren Leben für sie.‘ Welcher Unsinn! Durch das Tor des

Todes sind sie in das höhere Leben gerückt. Der Geist ist nun zu dem zurückgekehrt, der ihn gegeben hat. Der Geist ist nicht mehr an die Zufälligkeiten dieses äußeren Lebens gebunden. Der Geist ist nicht mehr an die Schwächen und Krankheiten dieses Leibes und dieses Gehirns gebunden. Die Heimgegangenen sind nicht die Gefesselten, sondern die Entfesselten, nicht in Banden gelegt, sondern von Banden befreit. — Darum sollen wir nicht über sie trauern, sondern uns über sie und für sie und mit ihnen freuen. Unsere Blicke haben sich nicht auf die Verwesung des fleischlichen Leibes, sondern auf den Schwung des befreiten Geistes zu richten. Wir schauen nicht in die Erde hinein, sondern in die Luft um uns und rufen unseren unsichtbaren Kameraden ein ‚Glückauf!' zu. Glückauf! von der Erde zum Himmel! Glückauf! von dem Vergänglichen zu dem Ewigen! Glückauf! Weg von dem schwachen Menschen und hin zu dem ewigen Gott!"

Drei Tage nach seinem Tode verkündete die Zeitung seinen Heimgang: „Statt besonderer Meldung. Caspar René Gregory, Professor an der Universität Leipzig, ist im Kampfe für die deutsche Sache am 9. April 1917 gefallen. Seine Familie soll nicht Trauer anlegen, soll nicht trauern, sondern froh sein, daß er in Gott ruht. Beileidsbesuche werden dankend abgelehnt. Er läßt allen Freunden und Bekannten Lebewohl und auf Wiedersehen sagen. Diese Anzeige, mit Ausnahme der Angaben über Zeit und Umstände des Todes, hat er selbst am 27. August 1912 geschrieben." Er schrieb sie, bevor er im August 1912 eine größere Reise antrat. Sein Divisionsgeneral widmete Gregory folgenden Nachruf: „Am Ostermontag fand

durch feindliches Geschoß ein seliges Ende der Leutnant usw. Caspar René Gregory, Ritter usw. Von Geburt Amerikaner, von Herz und Sinn ein ganzer deutscher Mann, trat er bei Beginn des Krieges in das Heer. Seit Juni 1915 mit kurzer Unterbrechung im Felde, zumeist im Graben vor dem Feinde, war er ein Muster von Selbstverleugnung und Unerschrockenheit. Unermüdlich tat der Siebzigjährige es dem Jüngsten zuvor, ein glänzendes Beispiel der Pflichterfüllung. Alle Angehörigen der Division betrauern den Hingang dieses treuen Kameraden. Ehre seinem Andenken." Sein Landwehrregiment schrieb: „Als Kriegsfreiwilliger am 11. August 1914 im Alter von 68 Jahren eingetreten, wurde er wegen seines vorbildlich tapferen Verhaltens am 16. November 1916 zum Leutnant befördert. Trotz seines Alters nahm er mit bewundernswerter Frische und Begeisterung alle Entbehrungen des Feldzuges auf sich und wies jede Erleichterung ab. Durch seine Anspruchslosigkeit, seinen Diensteifer und seine gerechte, unermüdliche Fürsorge um seine Untergebenen besaß er das Vertrauen aller im reichsten Maße und war in jeder Lage ein leuchtendes Vorbild als tapferer Führer." Die Universität widmete ihm ebenfalls ehrende Worte. Den lebhaftesten Widerhall aber fand sein Heldentod in den Tagesblättern. Gegen 200 Blätter aller Richtungen, von den konservativsten bis zu den am meisten links stehenden, brachten dem Helden ausführliche Nachrufe und Aufsätze, und wie er vordem der volkstümlichste Professor in Leipzig gewesen war, wurde er jetzt durch seinen Tod zum deutschen Volkshelden. Und es wird wohl wahr werden, was ein mit „R. G." gezeichnetes

Gedicht in der „Frankfurter Zeitung" ausspricht:

„Du altes heißes Leutnantsherz,
Dein Bild wird nicht verwehen!
Du wirst auf ewig allerwärts
Durch deutsche Lande gehen."

Die Familie aber dankte für alle Liebe, die man ihrem Helden erwiesen hatte, mit folgenden Worten: „Die reiche Anerkennung und Liebe, die unserem lieben Heimgegangenen Caspar René Gregory, Professor an der Universität und Freiwilliger Mitkämpfer im Heere, von seinen Freunden aus allen Ständen zuteil geworden ist, hat uns in diesen schweren Tagen gehoben und getragen. Solche Güte der Menschen mit uns erlebt zu haben, hätte ihn glücklich, dankbar und demütig gemacht. Wir sagen allen, auch in seinem Namen, hierfür herzlichsten Dank."

„Über diesen Tod könnte ich jubeln!" ruft ein Bewunderer Gregorys aus. Ja, über diesen Tod kann einer jubeln. Aber mehr noch: über sein Leben und seines Lebens Kraft sollten wir jubeln!

Ich bin tief glücklich, daß Gregory gelebt und uns ein solches Beispiel geschenkt hat. Ich bin tief glücklich über die ausbrechende Gotteskraft, die ich an seiner Gestalt geschaut und begriffen habe.

Und jetzt, wo Gregorys Leib längst schlummert, weht diese Gotteskraft frei um mich, so hell und freudig und nahe! Wie könnte ich traurig sein?

Sie zeugt ja weiter, diese Gotteskraft, sie zeugt, sie zeugt! Zeuge sie, wenn sie aus diesen Blättern spricht, in euren Herzen, ihr Freunde!

Und dann, ihr Freunde, schlagt seinen Heldennamen in Felsblöcke und Findlinge ein, auf der Heide, am

Meer, im deutschen Gebirge! Pflanzt ihm einen grünen Baum in euren Gärten und schlagt eine Tafel dran mit seinem Namen! Nennt eure neugeborenen Söhne mit seinem Namen: Renatus, der Wiedergeborene! Senkt sein Gedächtnis und seine Gotteskraft in eure Kinder, eure Schüler, eure Enkel ein! Denn Gregory, unser Freund, wird durch sein Leben und durch seinen Tod zu den Sagengestalten des großen Krieges gehören, zu den Sagengestalten und Heiligen dieser Zeit.

---

9. April 1917: Oster-Montag: Neufchâtel. Im Bett mit gequetschtem Bein. Heftiger Regen mit Wind. Oberleutnant Remy gegen die geplante Erweiterung des Friedhofs in Neufchâtel. Rittmeister Mayer und ich bleiben dabei. Nach Tisch starkes Geschützfeuer mit über uns weg sausenden Granaten. Um 4.15 Nm. Schneegestöber und dann Sonnenschein.

Gregorys letzter Tagebucheintrag.

Inhalt: